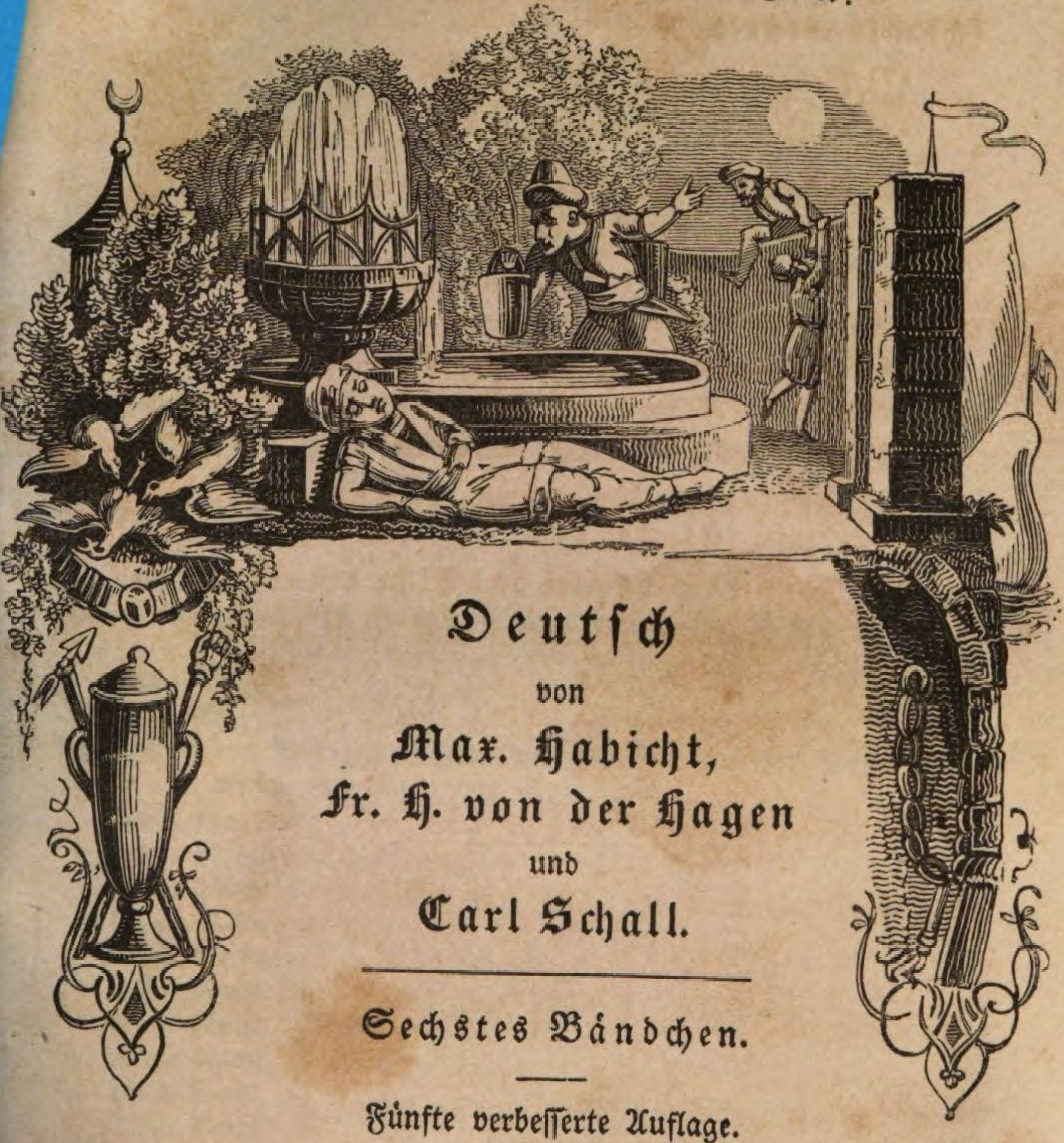
Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.



Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Sechstes Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Inhalt des sechsten Bändchens.

Seite

Vorbericht. III
256ste Nacht: Geschichte Nureddins und der schönen Perserin. (Schluß) 3
257ste Nacht 11
258ste Nacht 17
259ste Nacht 21
Brief des Chalyfen Harun Arreschyd an den König von Balsora 27
260ste Nacht 29
261ste Nacht 35
Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessin Giäuhare von Samandal 38
262ste Nacht 42
263ste Nacht 48
264ste Nacht 51
265ste Nacht 57
266ste Nacht 63
267ste Nacht 69
268ste Nacht 75
269ste Nacht 80
270ste Nacht 90
271ste Nacht 101
272ste Nacht 103
273ste Nacht 106
274ste Nacht 110
275ste Nacht 113
276ste Nacht 116
277ste Nacht 118
278ste Nacht 122
279ste Nacht 125
280ste Nacht 127

281ste Nacht: Geschichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geister 130
282ste Nacht 136
283ste Nacht 138
284ste Nacht 142
285ste Nacht 148
286ste Nacht: Geschichte Chodadads und seiner Brüder 154
287ste Nacht 161
288ste Nacht: Geschichte der Prinzessin von Deryabar 166
289ste Nacht 169
290ste Nacht: Fortsetzung der Geschichte Chodadads und seiner Brüder 177
291ste Nacht 187
Anmerkungen 195

Vorbericht.

Galland bemerkt vor seinem neunten Bande, daß die beiden letzten Erzählungen des achten Bandes wider sein Wissen und Willen eingeschaltet und gedruckt, und ihm solche Einschwärzung nicht eher bekannt worden, als bis dieser Band schon im Buchhandel gewesen sei; daher sich der Leser nicht verwundern dürfe, wenn Scheherasade die Geschichte des erwachten Schläfers (bei uns Nacht 292.) als unmittelbare Folge der Geschichte Ghanems (Nacht 348 bei uns) und in Beziehung darauf erzähle.

Diese untergeschobenen, und nach Caussin's Anzeige vor seinem fünften Bande, in Galland's Handschrift nicht befindlichen beiden Erzählungen sind die Geschichte des Königs Seyn Alasnam (bei uns Nacht 281.) und die Geschichte Chodadads und seiner Brüder und der Prinzessin von Deryabar (bei uns Nacht 286. 288). Obgleich noch nähere Aufklärung hierüber abgeht, so fließen doch beide Erzählungen auch wohl aus Arabischen oder verwandten morgenländischen Quellen, und sind nicht fremdartig. Daher stehen sie auch in allen Ausgaben der Gallandschen Uebersetzung, und auch Caussin hat sie in die seinige aufgenommen, obwohl der von Galland bemerkte Widerspruch in der Reihenfolge der Erzäh-

lungen überall stehen geblieben ist*). Erst Gauttier hat diesem Uebelstande abgeholfen und die Erzählungen so an einander geknüpft, wie hier in unserer Uebersetzung. Er bemerkt ebenfalls bei beiden Erzählungen, daß sie nicht zur 1001 Nacht gehören und sich in Galland's Handschrift nicht finden: dennoch geht die Eintheilung der Nächte auch durch sie hin. — Daß übrigens die Geschichte Ghanems bei Gauttier und bei uns erst auf die Geschichte Aladdins folgt, ist schon vor dem fünften Bande näher angegeben.

---

*) Bei Galland lautet diese Stelle: „Die Sultanin Scheheresade hatte die Geschichte Ghanem's mit so viel Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, sich nicht enthalten konnte, ihr abermals das große Vergnügen zu bezeugen, mit welchem er sie gehört hatte.

„Herr," sagte hierauf die Sultanin, „ich zweifle nicht, daß es Euer Majestät sehr befriedigt hat, den Chalyfen Harun Arreschyd seine Gesinnung zu Gunsten Ghanem's, seiner Mutter und seiner Schwester Herzenzwang, ändern zu sehen, und ich glaube, daß euch das Unglück der Einen und die Mißhandlungen der Andern innig gerührt haben; aber ich bin überzeugt, wenn Euer Majestät die Geschichte des erwachten Schläfers anzuhören geruhete, daß, anstatt all der Bewegungen des Unwillens und des Mitleids, welche die Geschichte Ghanem's eurem Herzen mittheilen mußte, und wovon ihr noch aufgeregt seid, diese Erzählung euch im Gegentheile nur Freude und Vergnügen erwecken würde."

Schon nach dem bloßen Inhalte dieser Geschichte u. s. w. Vergl. bei uns S. 279.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Sechstes Bändchen.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Sechster Band.

Zweihundert und sechs und funfzigste Nacht.

Das Thor war sehr prächtig, und mit einer Vorhalle geziert, worin ein Sofa auf jeder Seite stand.

„Hier ist eine sehr bequeme Stelle," sagte Nureddin zu der schönen Perserin; „die Nacht kömmt heran, und da wir auf dem Schiffe schon gespeist haben, so bin ich der Meinung, daß wir hier die Nacht zubringen. Morgen früh haben wir Zeit genug, uns nach einer Wohnung umzusehen. Was meinet ihr dazu?"

„Ihr wißt, Herr," antwortete die schöne Perserin, „daß euer Wille der meinige ist; bleiben wir hier, wenn es euch so beliebt."

Sie nahmen jeder einen Trunk aus dem Springbrunnen, und legten sich dann auf einen der beiden Sofas, wo sie sich noch einige Zeit unterhielten. Der Schlaf befiel sie endlich, und sie entschlummerten bei dem angenehmen Geplätscher des Wassers.

Der Garten gehörte dem Chalyfen, und in der Mitte desselben stand ein großer Saal, welcher der Gemälde-Saal hieß, weil seine Hauptzierde aus Gemälden nach Persischer Art bestand, von der Hand mehrerer Persischer Maler, welche der Chalyf eigens hatte kommen lassen. Dieser große und prächtige Saal hatte vier und zwanzig Fenster, mit einem Kronleuchter an jedem; und diese vier und zwanzig Kronleuchter werden nur angezündet, wenn der Chalyf hier den Abend zubrachte, und das Wetter so stille war, daß auch nicht ein Lüftchen wehte. Sie machten alsdann eine sehr schöne Erleuchtung, welche von der einen Seite sehr weit in der Gegend, und von einem großen Theile der Stadt aus, zu sehen war.

Es wohnte in diesem Garten nur ein Aufseher, und ein alter hochbejahrter Offizier, Namens Scheich-Ibrahim, versah diese Stelle, welche der Chalyf selber ihm zur Belohnung seiner Dienste ertheilt hatte. Der Chalyf hatte ihm streng anbefohlen, nicht allerlei Leute in den Garten einzulassen, und vor allem nicht zu leiden, daß man sich auf die beiden Sofas außen am Thore setzte oder legte, damit sie immer reinlich blieben, und diejenigen zu bestrafen, die er darauf beträfe.

Ein Geschäft hatte den Aufseher genöthigt, auszugehen, und er war noch nicht wieder zurückgekehrt. Endlich kam er, und es war noch hell genug, daß er die beiden Personen erblickte, die auf dem einen Sofa schliefen, und jede den Kopf mit einem Leintuche verhüllt hatten, zum Schutze gegen die Mücken."

„Schön," sagte Scheich-Ibrahim bei sich selber, „da sind Leute, die das Verbot des Chalyfen übertreten: ich will sie lehren, welche Ehrfurcht sie dem Chalyfen schuldig sind."

Er öffnete leise die Thür; und einen Augenblick darnach kam er wieder mit einem dicken Stock in der Hand und mit aufgestreiften Aermeln. Er wollte schon aus aller Macht auf einen wie den andern losschlagen, aber er hielt noch inne und sprach bei sich selber:

„Scheich-Ibrahim, du willst sie schlagen, und bedenkst nicht, daß es vielleicht Fremdlinge sind, die nicht wissen, wo sie unterkommen sollen, und den Befehl des Chalyfen nicht kennen; es ist besser, daß du zuvor zusiehst, wer sie sind."

Er hob also die Leintücher, die ihren Kopf bedeckten, mit großer Vorsicht auf, und gerieth in die höchste Verwunderung, als er einen so wohlgebildeten Jüngling und ein so schönes Fräulein erblickte. Er weckte Nureddin auf, indem er ihn sanft an den Füßen zog.

Nureddin erhub sogleich das Haupt, und als er einen Greis mit langem weißen Barte an seinen Füßen sah,

richtete er sich empor, schob sich auf den Knieen hin, und indem er die Hand des Greises faßte und küßte, sagte er zu ihm: „Gott erhalte euch, guter Vater! wünscht ihr etwas?"

„Mein Sohn," erwiederte Scheich-Ibrahim, „wer seid ihr? wo kommt ihr her?"

„Wir sind Fremde, die eben hier angekommen," antwortete Nureddin, „und wollten hier die Nacht zubringen bis morgen."

„Ihr würdet euch hier schlecht befinden," versetzte Scheich-Ibrahim; „kommt herein, ich will euch ein bequemeres Nachtlager geben; und der Anblick des Gartens, der sehr schön ist, wird euch erfreuen, so lange es noch dämmert."

„Und gehört dieser Garten euch?" fragte Nureddin.

„Allerdings gehört er mir," antwortete Scheich-Ibrahim lächelnd: „es ist ein Erbtheil meines Vaters; kommt nur herein, es wird euch nicht gereuen, ihn zu sehen."

Nureddin stand auf, indem er Scheich-Ibrahim bezeugte, wie sehr er ihm für seine Höflichkeit verpflichtet wäre, und trat mit der schönen Perserin in seinen Garten. Scheich-Ibrahim verschloß die Thüre, ging dann vor ihnen her, und führte sie auf eine Stelle, wo sie fast mit einem Blicke die Anlage, die Größe und Schönheit des Gartens übersahen.

Nureddin hatte zu Balsora viel schöne Gärten gesehen, aber noch keinen, der diesem zu vergleichen wäre. Als er alles aufmerksam betrachtet und einige Baumgänge durchwandelt hatte, wandte er sich zu dem Aufseher, der ihn begleitete, und fragte ihn, wie er hieße? Und als dieser ihm geantwortet hatte, daß er sich Scheich-Ibrahim nennte, sagte er zu ihm: „Scheich-Ibrahim, ich muß gestehen, dies ist ein wundervoller Garten; Gott erhalte euch lange darin! Wir können euch nicht genug für die Güte danken, daß ihr nns einen so sehenswürdigen Ort

sehen lasset; es ist billig, daß wir euch auf irgend eine Weise unsere Erkenntlichkeit dafür bezeigen. Nehmet, da sind zwei Goldstücke; ich bitte euch, uns etwas zu essen zu verschaffen, damit wir uns zusammen erfreuen."

Bei dem Anblicke der beiden Goldstücke schmunzelte Scheich-Ibrahim, der dieses Metall sehr liebte, in seinen Bart; er nahm sie; und indem er Nureddin und die schöne Perserin verließ, um seinen Auftrag auszurichten (denn er war allein), sprach er sehr vergnügt bei sich selber: „Das sind doch brave Leute; ich würde mir selber großen Schaden gethan haben, wenn ich die Unbesonnenheit gehabt hätte, sie zu mißhandeln und wegzujagen. Ich will sie mit dem zehnten Theile dieses Goldes fürstlich bewirthen, und das Uebrige bleibt für meine Mühe."

Während Scheich-Ibrahim ausging, etwas zum Abendessen einzukaufen, sowohl für sich, als für seine Gäste, lustwandelten Nureddin und die schöne Perserin in dem Garten, und gelangten zu dem Saale der Gemälde, welcher in der Mitte stand. Sie standen still und betrachteten seinen bewundernswürdigen Bau, seine Größe und Höhe; und nachdem sie ringsumher gegangen waren, um ihn von allen Seiten zu beschauen, stiegen sie über eine große Treppe von weißem Marmor zu der Thüre des Saales hinauf; aber sie fanden sie verschlossen.

Nureddin und die schöne Perserin stiegen eben die Treppe wieder herunter, als Scheich-Ibrahin, mit Lebensmitteln beladen, ankam.

„Scheich-Ibrahim," sagte Nureddin zu ihm, mit Verwunderung, „habt ihr uns nicht gesagt, daß der Garten euch gehört?"

„Ich habe es gesagt," antwortete Scheich-Ibrahim, „und wiederhole es nochmals. Weshalb thut ihr mir diese Frage?"

„Und dieser prächtige Saal," fuhr Nureddin fort, „gehört der euch auch?"

Scheich-Ibrahim versah sich dieser zweiten Frage

nicht, und schien ein wenig verwirrt. „Wenn ich sage, daß er mir nicht gehört," sprach er bei sich selber, „so werden sie mich alsbald fragen, wie ich der Herr des Gartens sein könne, ohne zugleich der Herr des Saales zu sein!" Da er nun gern vorgeben wollte, daß der Garten sein wäre, so behauptete er auch dasselbe von dem Saale. „Mein Sohn," antwortete er, „der Saal ist nicht ohne Garten; einer wie der andere gehören mir."

„Wenn das ist," fuhr hierauf Nureddin fort, „und ihr uns diese Nacht gern zu Gästen haben wollt, so bitte ich euch, machet uns das Vergnügen, uns das Innere davon sehen zu lassen; nach dem Aeußern zu urtheilen, muß er von außerordentlicher Pracht sein."

Es wäre unhöflich von Scheich-Ibrahim gewesen, wenn er Nureddin diese Bitte versagt hätte, nachdem er schon so zuvorkommend gegen ihn gewesen war. Er bedachte überdies, daß der Chalyf ihn nicht von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, wie er doch zu thun pflegte, daß er also diesen Abend nicht kommen würde, und daß er mithin seine Gäste darin bewirthen und selber mit ihnen essen könnte.

Er setzte die mitgebrachten Speisen auf die erste Treppenstufe, und ging nach seiner Wohnung, um den Schlüssel zu holen. Er kam mit einem Lichte zurück, und öffnete die Thüre.

Nureddin und die schöne Perserin traten in den Saal und fanden ihn so überraschend, daß sie nicht müde werden konnten, die Schönheit und den Reichthum desselben zu bewundern. Denn, der Gemälde zu geschweigen, so waren die Sofas höchst prächtig; und außer den Kronleuchtern, die in jedem Fenster hingen, war noch an jeder Wand zwischen ihnen ein silberner Armleuchter mit einer Wachskerze. Nureddin konnte alle diese Dinge nicht betrachten, ohne sich des Glanzes zu erinnern, in welchem er gelebt hatte, und darüber zu seufzen.

Scheich-Ibrahim brachte unterdessen die Speisen

herein, und bereitete den Tisch vor einem Sofa, und als alles bereit war, setzten sich Nureddin, die schöne Perserin und er zu Tische, und aßen zusammen.

Als sie fertig waren, und ihre Hände gewaschen hatten, öffnete Nureddin ein Fenster, und rief der schönen Perserin: „Kommet her, und bewundert mit mir die herrliche Aussicht und die Schönheit des Gartens im Mondscheine; es gibt nichts reizenderes.“

Sie trat zu ihm hin, und beide genossen mit einander des schönen Schauspiels, während Scheich-Ibrahim den Tisch abräumte.

Als Scheich-Ibrahim dies abgethan hatte, und wieder zu seinen Gästen kam, fragte ihn Nureddin, ob er ihnen nicht auch etwas zu trinken vorzusetzen hätte. „Was für ein Getränk möchtet ihr wohl?“ versetzte Scheich-Ibrahim. „Wollt ihr Sorbet? Ich habe den köstlichsten; aber ihr wißt wohl, mein Sohn, daß man den Sorbet nicht nach dem Abendessen trinkt.“

„Ich weiß es wohl,“ erwiederte Nureddin; „es ist auch nicht Sorbet, darum wir euch bitten; es ist ein anderes Getränk: ich wundere mich, daß ihr mich nicht verstehet.“

„Ah, es ist also Wein, was ihr meinet?“ versetzte Scheich-Ibrahim.

„Ihr habt's errathen,“ antwortete ihm Nureddin: „wenn ihr welchen habt, so thut uns den Gefallen, uns eine Flasche davon zu bringen. Ihr wißt, daß man ihn nach dem Abendessen trinkt, um sich bis zum Schlafengehen die Zeit zu vertreiben.“

„Gott bewahre, daß ich Wein im Hause haben sollte,“ rief Scheich-Ibrahim aus, „ja, daß ich auch nur einem Ort nahen sollte, wo er zu haben ist! Ein Mann, wie ich, der viermal die Wallfahrt nach Mekka gemacht, hat für sein ganzes Leben auf den Wein Verzicht gethan.“

„Ihr würdet uns gleichwohl einen großen Gefallen thun, uns welchen zu verschaffen,“ fuhr Nureddin fort;

„und wenn euch nicht die Mühe verdrießt, so will ich euch ein Mittel dazu lehren, ohne daß ihr in die Schenke tretet, oder die Hand an das leget, was es darin gibt.“

„Unter dieser Bedingung will ich es wohl thun,“ antwortete Scheich-Ibrahim; „saget mir nur, was ich thun soll.“

„Wir haben am Eingange eures Gartens einen Esel angebunden gesehen,“ fuhr nun Nureddin fort; „vermuthlich gehört er euch, und dient zu eurem nöthigen Gebrauche. Hier habt ihr noch zwei Goldstücke: nehmet den Esel mit seinen Körben und gehet zu der ersten besten Schenke, ohne euch weiter ihr zu nähern, als euch beliebt; gebet einem Vorübergehenden eine Kleinigkeit, und bittet ihn, mit dem Esel zur Schenke zu gehen, dort zwei Krüge Wein zu kaufen, in jeden Korb einen zu setzen, und euch den Esel zurückzubringen, nachdem er den Wein von dem Gelde bezahlt hat, das ihr ihm dazu mitgeben müßt. Dann dürft ihr nur den Esel vor euch hertreiben bis zu uns, und wir wollen schon selber die Krüge aus den Körben nehmen. Auf solche Weise thut ihr nichts, was euch das geringste Bedenken erregen könnte.“

Die beiden neuen Goldstücke, die Scheich-Ibrahim eben empfing, machten einen starken Eindruck auf sein Gemüth. „Ah, mein Sohn,“ rief er aus, als Nureddin geendigt hatte, „was ihr es gut versteht! Ohne euch würde ich nie auf dieses Mittel gefallen sein, euch, ohne mein Gewissen zu beschweren, Wein zu verschaffen.“

Er verließ sie, um seinen Auftrag auszurichten; und er entledigte sich desselben in kurzer Zeit.

Sobald er zurückkam, stieg Nureddin hinab, hub die beiden Krüge aus den Körben; und trug sie in den Saal.

Scheich-Ibrahim führte den Esel wieder dahin, wo er ihn geholt hatte; und als er zurückkam, sagte Nureddin zu ihm: „Wir können euch nicht genug für die Mühe danken, welche ihr euch gegeben habt; aber es fehlt uns noch etwas.“ —

„Nun was denn?“ fragte Scheich-Ibrahim; „was kann ich noch thun, euch zu dienen?“

„Wir haben keine Trinkschalen,“ fuhr Nureddin fort; „und einige Früchte würden uns sehr wohl thun, wenn ihr welche hättet.“

„Ihr habt nur zu befehlen,“ erwiederte Scheich-Ibrahim, „es soll euch an nichts fehlen, was ihr nur immer wünschen möget.“

Scheich-Ibrahim stieg hinab, und in kurzer Zeit bereitete er ihnen einen Nachtisch, besetzt mit mehreren Arten von Früchten in schönen Porzellangefäßen, und mit Schalen von Gold und Silber, nach Belieben; und nachdem er sie gefragt hatte, ob sie noch irgend etwas bedürften, entfernte er sich, und wollte durchaus nicht bleiben, so dringend sie ihn auch darum baten.

Nureddin und die schöne Perserin setzten sich nun wieder an den Tisch, und fingen damit an, einen Trunk zu thun: sie fanden den Wein vortrefflich.

„Nun, meine Schöne,“ sagte Nureddin zu der schönen Perserin, „sind wir nicht die glücklichsten Leute von der Welt, daß der Zufall uns an einen so angenehmen und reizenden Ort geführt hat? Lasset uns fröhlich sein und uns von der Unlust unserer Reise erholen. Kann mein Glück größer sein, wenn ich auf der einen Seite euch habe, und auf der andern die Trinkschale?“

Sie tranken zu wiederholten Malen, unterhielten sich vergnüglich, und sangen abwechselnd ihr Lied.

Da sie beide eine vollkommen schöne Stimme hatten, besonders die schöne Perserin, so zog ihr Gesang den Scheich-Ibrahim an, und er hörte ihnen lange mit Vergnügen von der Treppe zu, ohne sich sehen zu lassen. Endlich kam er hervor, und indem er den Kopf durch die Thüre steckte, rief er dem Nureddin zu, den er schon berauscht wähnte: „Bravo, Herr! ich bin erfreut, euch so lustig zu sehen.“

„Ah, Scheich-Ibrahim!“ rief Nureddin, indem er sich

nach ihm umdrehte, „was ihr für ein wackerer Mann seid, und wie wir euch verbunden sind! Wir dürfen euch nicht bitten, eins mit uns zu trinken; aber tretet doch nur herein. Kommet näher, und erzeiget uns wenigstens die Ehre, uns Gesellschaft zu leisten.“

„Fahret fort, fahret fort,“ erwiederte Scheich-Ibrahim; „ich habe genug an dem Vergnügen, eure schönen Gesänge zu hören.“

Und mit diesen Worten verschwand er wieder.

Zweihundert und sieben und funfzigste Nacht.

Die schöne Perserin bemerkte, daß Scheich-Ibrahim auf der Treppe stehen blieb, und benachrichtigte Nureddin davon. „Herr,“ setzte sie hinzu, „ihr seht, daß er einen Abscheu vor dem Weine bezeugt: gleichwohl zweifle ich nicht, ihn zum Trinken zu bringen, wenn ihr thun wollt, was ich euch sage.“

„Und was denn?“ fragte Nureddin; „ihr dürft nur befehlen, ich thue alles, was ihr wollt.“

„Beredet ihn nur, herein zu treten und bei uns zu bleiben,“ sagte sie; „ein Weilchen danach schenket zu trinken ein, und bietet ihm die Schale dar; wenn er es euch versagt, so trinket, und darauf thut, als wenn ihr einschliefet; für das Uebrige lasset mich sorgen.“

Nureddin verstand die Absicht der schönen Perserin; er rief Scheich-Ibrahim, der gleich wieder an der Thüre erschien. „Scheich-Ibrahim,“ sagte er zu ihm, „wir sind eure Gäste, und ihr habt uns auf die höflichste Weise von der Welt aufgenommen: warum wolltet ihr uns nun die Bitte abschlagen, uns mit eurer Gesellschaft zu beehren. Wir verlangen von euch nicht, daß ihr trinken sollt, sondern nur das Vergnügen, euch zu sehen.“

Scheich-Ibrahim ließ sich bereden; er trat herein und setzte sich auf den Rand des zunächst an der Thüre ste-

henden Sofa's. „Ihr sitzt da nicht gut, und wir können so nicht die Ehre haben, euch zu sehen," sagte darauf Nureddin; „kommet näher, ich bitte euch darum, und setzet euch neben meine Frau: sie wird es gern sehen."

„So thue ich denn, was ihr befehlet," sagte Scheich-Ibrahim. Er näherte sich, und indem er vor Vergnügen schmunzelte, bei einer so reizenden Frau zu sein, setzte er sich in einiger Entfernung von der schönen Perserin.

Nureddin bat sie, zum Danke für die Ehre, welche Scheich-Ibrahim ihnen erzeigte, ein Lied zu singen; und sie sang eins, das ihn zum Entzücken hinriß.

Als die schöne Perserin ausgesungen hatte, schenkte Nurreddin Wein in eine Schale, und bot sie Scheich-Ibrahim dar, mit den Worten: „Scheich-Ibrahim, trinket einmal auf unsere Gesundheit, ich bitte euch darum."

„Herr," erwiederte er, indem er zurückschauderte, als wenn der bloße Anblick des Weines ihm schon ein Gräuel wäre, „ich bitte euch, mich zu entschuldigen; ich habe euch schon gesagt, daß ich vorlängst den Wein abgelobt habe."

„Weil ihr denn durchaus nicht auf unsere Gesundheit trinken wollt," sagte Nureddin, „so werdet ihr doch vergönnen, daß ich auf die eurige trinke."

Während Nureddin trank, durchschnitt die schöne Perserin einen Apfel, und bot die eine Hälfte dem Scheich-Ibrahim dar, indem sie zu ihm sagte: „Ihr habt nicht trinken wollen; aber ich glaube nicht, daß ihr eben so viel Schwierigkeit machen werdet, von diesem Apfel zu kosten, der vortrefflich ist."

Scheich-Ibrahim konnte es einer so schönen Hand nicht abschlagen; er nahm mit einer Verneigung des Hauptes den Apfel und führte ihn an den Mund. Sie sagte ihm darüber einige Schmeicheleien, während Nureddin sich über den Sofa zurücklehnte und sich stellte, als wenn er schliefe. Sogleich rückte die schöne Perserin näher zu Scheich-Ibrahim, und sagte leise zu ihm: „Da seht ihr

es; so macht er es immer, so oft wir uns zusammen erlustigen: kaum hat er zwei Züge getrunken, so schläft er ein, und läßt mich allein. Aber ich glaube, ihr werdet mir gern Gesellschaft leisten, während er schläft."

Die schöne Perserin nahm eine Schale, füllte sie mit Wein, und bot sie Scheich-Ibrahim, indem sie zu ihm sagte: „Nehmet und trinket auf meine Gesundheit; ich will euch Bescheid thun."

Scheich-Ibrahim machte noch große Schwierigkeiten, er bat sie sehr dringend, es ihm zu erlassen; sie aber setzte ihm so lebhaft zu, daß er, überwunden von ihren Reizen und Zureden, die Schale nahm und sie rein austrank.

Der gute Greis liebte wohl ein Schlückchen; aber er scheute sich, es vor Leuten zu thun, die er nicht kannte. Er ging heimlich, wie so viele andere, in die Schenke, und er hatte keineswegs die Vorsicht gebraucht, welche Nureddin ihn zum Einkaufe des Weines gelehrt hatte. Er hatte ihn ohne Umstände bei dem Schenkwirthe gekauft, wo er wohl bekannt war; die Nacht hatte ihm zum Deckmantel gedient, und er hatte so das Geld gespart, welches er dem hätte geben müssen, dem er, nach Nureddins Anleitung, den Auftrag zum Einkaufe geben sollte.

Während Scheich-Ibrahim, nachdem er getrunken hatte, die Hälfte des Apfels aufaß, schenkte die schöne Perserin ihm eine andere Schale voll Weins, die er schon mit weniger Schwierigkeit annahm; und er machte gar keine mehr bei der dritten. Er trank endlich die vierte; wobei Nureddin that, als wenn er aus dem Schlaf erwachte: er richtete sich auf, und indem er ihn mit lautem Lachen ansah, rief er ihm zu:

„Ha, ha, Scheich-Ibrahim, ich ertappe euch; ihr habt mir gesagt, ihr habet den Wein abgelobt, und gleichwohl trinkt ihr ihn!"

Scheich-Ibrahim versah sich dieser Ueberraschung nicht, und die Röthe stieg ihm etwas ins Angesicht. Jedoch hinderte ihn dies nicht, die Schale zu leeren, und

als er es gethan hatte, sagte er lächelnd: „Herr, wenn es Sünde ist, was ich gethan habe, so fällt sie nicht auf mich, sondern auf eure Frau: wie vermöchte man so vielen Reizen zu widerstehen!“

Die schöne Perserin, die sich mit Nureddin verstand, vertheidigte Scheich-Ibrahim, und sagte zu ihm: „Scheich-Ibrahim, lasset ihn reden, und thut euch keinen Zwang an; fahret fort, mit uns zu trinken, und seid fröhlich.“

Bald darauf schenkte Nureddin sich und dann der schönen Perserin ein. Als Scheich-Ibraham sah, daß Nureddin ihn überging, nahm er eine Schale und hielt sie ihm hin, indem er sagte: „Und ich, soll ich nicht eben so gut trinken, als ihr?“

Bei diesen Worten Scheich-Ibrahims brachen Nureddin und die schöne Perserin in ein lautes Lachen aus. Nureddin schenkte ihm ein, und sie fuhren fort zu scherzen, zu lachen und zu trinken, bis gegen Mitternacht.

Um diese Zeit ungefähr bemerkte die schöne Perserin, daß der Tisch nur von Einer Kerze erleuchtet war.

„Scheich-Ibrahim,“ sagte sie zu dem guten alten Aufseher, „ihr habt uns nur Ein Licht gebracht, und da sind so viele schöne Wachskerzen; ich bitte euch, machet uns das Vergnügen, sie anzuzünden, damit wir heller sehen.“

Scheich-Ibrahim bediente sich der Freiheit, welche der Wein giebt, wenn der Kopf erhitzt ist; und um nicht eine Erzählung zu unterbrechen, womit er Nureddin unterhielt, sagte er zu der Schönen: „Zündet sie selber an; das geziemt euch auch besser, da ihr noch so jung seid; aber hütet euch wohl, aus guten Gründen, mehr als fünf oder sechs anzuzünden; das genügt.“

Die schöne Perserin stand auf, nahm eine Kerze, setzte sie an dem Lichte, das auf dem Tische stand, in Brand, und zündete alle vier und zwanzig Wachskerzen an, ohne sich daran zu kehren, was Scheich-Ibrahim ihr gesagt hatte.

Einige Zeit darauf, während Scheich-Ibrahim die schöne Perserin von einem andern Gegenstande unterhielt, bat ihn wieder Nureddin, auch einige Kronleuchter anstecken zu lassen. Ohne wahrzunehmen, daß schon alle Kerzen der Armleuchter brannten, erwiederte Scheich-Ibrahim: „Ihr müßt wohl sehr träge sein, und nicht so rüstig als ich, daß ihr sie nicht selber anzünden könnt. Gehet und stecket sie an, aber nicht mehr als drei."

Anstatt nur so viele anzuzünden, zündete Nureddin sie alle an, und öffnete die vier und zwanzig Fenster, worauf Scheich-Ibrahim, von der Unterhaltung der schönen Perserin festgehalten, auch nicht Acht gab. —

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte sich um diese Zeit noch nicht zur Ruhe begeben; er war in einem Saale seines Palastes, der an den Tigris stieß und die Aussicht nach dem Garten und dem Saale der Gemälde hatte. Zufällig öffnete er ein Fenster nach dieser Seite hin, und war höchst erstaunt, den Saal ganz erleuchtet zu sehen, und um so mehr, als der helle Schein ihn anfangs verleitete, zu glauben, daß in der Stadt Feuer wäre.

Der Großwesyr Giafar war noch bei ihm, und erwartete nur den Augenblick, daß der Chalyf zur Ruhe ginge, um sich nach Hause zu begeben. Der Chalyf rief ihm in großem Zorne, und sprach zu ihm: „Komm, nachläßiger Wesyr, tritt her, und betrachte den Saal der Gemälde, und sage mir, warum ist er zu dieser Stunde erleuchtet, ohne daß ich dort bin?"

Der Großwesyr zitterte bei dieser Neuigkeit schon vor Furcht, daß dem so sein könnte. Er näherte sich, und er zitterte noch mehr, als er sah, daß es wirklich so war, wie der Chalyf gesagt hatte. Der Chalyf mußte indessen durch einen Vorwand besänftigt werden. „Beherrscher der Gläubigen," sprach er zu ihm, „ich kann Euer Majestät nichts anderes hierüber sagen, als daß vor vier oder fünf Tagen Scheich-Ibrahim zu mir kam, und mir seine Absicht bezeugte, eine Versammlung der Geist-

lichen seiner Moschee anzustellen, zu einer gewissen Feier, welche er sich freute, unter der glücklichen Regierung Euer Majestät zu begehen. Ich fragte ihn, was er wünschte, daß ich bei dieser Gelegenheit für ihn thun sollte: worauf er mich bat, ihm von Euer Majestät die Erlaubniß auszuwirken, daß er die Versammlung und Feier in dem Gartensaale anstellen dürfte. Ich entließ ihn mit der Erlaubniß, es zu thun, und sagte zu ihm, daß ich nicht verfehlen würde, mit Euer Majestät davon zu sprechen: und ich bitte nun um Verzeihung, daß ich es vergessen habe. — Scheich-Ibrahim," fuhr er fort, „hat vermuthlich diesen Tag zu der Feierlichkeit gewählt, und bei der Bewirthung der Geistlichen seiner Moschee, hat er ihnen ohne Zweifel das Vergnügen dieser Erleuchtung gewähren wollen."

„Giafar," erwiederte der Chalyf mit einem Tone, der anzeigte, daß er etwas besänftigt war, „nach dem, was du mir gesagt, hast du drei unverzeihliche Fehler begangen. Erstens, daß du dem Scheich-Ibrahim die Erlaubniß gegeben hast, diese Feier in meinem Saale anzustellen: ein bloßer Aufseher ist kein so bedeutender Beamter, daß ihm eine solche Ehre gebührte. Zweitens, daß du mir nichts davon gesagt hast; und der dritte ist, daß du nicht die wahre Absicht des guten Alten errathen hast. Denn ich bin überzeugt, daß er keine andere gehabt hat, als zu sehen, ob er nicht eine Beisteuer zu den Kosten dieses Festes erlangen könnte. Du hast nicht daran gedacht, und ich nehme es ihm nicht übel, sich durch diese große Erleuchtung dafür zu rächen, daß er sie nicht erhalten hat."

Der Großweſyr war froh, daß der Chalyf die Sache auf diese Weise nahm; er nahm gern die Fehler auf sich, welche der Chalyf ihm vorwarf, und gestand freimüthig sein Unrecht, daß er Scheich-Ibrahim nicht etliche Goldstücke gegeben hätte.

„Weil dem also ist," fügte der Chalyf lächelnd hinzu,

„so ist es billig, daß du für deine Fehler bestraft werdest: aber die Strafe soll nur leicht sein, nämlich, du sollst mit mir den übrigen Theil der Nacht in Gesellschaft dieser guten Leute zubringen, die ich gern sehen will. Während ich ein bürgerliches Kleid anlege, so geh und verkleide dich mit Mesrur ebenso, und kommet beide mit mir."

Der Wesyr Giafar stellte ihm vor, daß es schon spät wäre, und daß die Gesellschaft schon auseinander gegangen sein würde, bevor er hinkäme; der Chalyf aber erwiederte, daß er durchaus hingehen wollte. Da alles, was der Wesyr ihm gesagt hatte, ersonnen war, so war derselbe in Verzweiflung über diesen Entschluß; jedoch mußte er ohne Widerrede gehorchen.

Zweihundert und acht und funfzigste Nacht.

Der Chalyf verließ also, als Bürger verkleidet, mit dem Großwesyr Giafar, und Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen, seinen Palast, und ging durch die Straßen von Bagdad nach dem Garten. Das Thor stand offen, durch Scheich-Ibrahims Nachlässigkeit, der bei der Rückkehr von der Weinschenke vergessen hatte, es zuzuschließen. Der Chalyf war darüber ärgerlich, und sagte zu dem Großwesyr: „Giafar, was sagst du, daß das Thor so spät offen steht? Sollte das Scheich-Ibrahims Gewohnheit sein, es so die Nacht hindurch offen zu lassen? Ich will lieber glauben, daß die Verwirrung des Festes ihn zu diesem Fehler verleitet hat."

Der Chalyf trat in den Garten, und ging nach dem Saale. Da er nicht zu demselben hinaufsteigen wollte, bevor er wüßte, was darin vorginge, berieth er sich mit dem Großwesyr, ob er nicht auf einen der zunächst stehenden Bäume steigen sollte, um hinein zu schauen. Der Großwesyr aber bemerkte, daß die Saalthüre halb offen

stand, und sagte es ihm. Scheich=Ibrahim hatte sie so offen gelassen, als er sich hatte überreden lassen, hinein zu gehen, und Nureddin und der schönen Perserin Gesellschaft zu leisten.

Der Chalyf gab also seinen ersten Vorsatz auf, und stieg ohne Geräusch bis zur Saalthüre hinan. Diese stand nur so weit offen, daß er die da drinnen waren, sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Seine Ueberraschung konnte nicht größer sein, als er eine Frau von einer Schönheit ohne Gleichen, und einen der wohlgebildetsten jungen Männer, und Scheich=Ibrahim mit ihnen am Tische sitzen sah.

Scheich=Ibrahim hielt eben die Schale in der Hand, und sagte zu der schönen Perserin: „Meine schöne Herrin, ein guter Trinker muß niemals trinken, ohne zuvor sein Liedchen zu singen. Ich habe einmal einen Dichter sagen hören:

„Trink' in großen und kleinen Gefäßen Wein, der strahlt wie der leuchtende Mond!"
„Doch trinke nicht ohne Gesang: denn auch das Pferd wihert, wenn es sich mit einem Trunk erquickt."

Gebet mir die Ehre und höret mir zu, es ist eins der artigsten Lieder."

Scheich=Ibrahim sang nun, und der Chalyf war darüber um so mehr erstaunt, als es ihm bis jetzt unbekannt gewesen, daß der Alte Wein tränke, und er ihn für einen weisen und gesetzten Mann gehalten hatte, wie er ihm bisher immer erschienen war.

Er entfernte sich von der Thüre wieder mit derselben Vorsicht, wie er sich genähert hatte, und kam zu dem Großwesyr Giafar, der etliche Stufen tiefer auf der Treppe stehen geblieben war. „Steig hinauf," sagte er zu ihm, „und sieh zu, ob die da drinnen Geistliche der Moschee sind, wie du mir hast einbilden wollen."

An dem Tone, womit der Chalyf diese Worte aus=

sprach, erkannte der Großweshr gar wohl, daß die Sache übel abliefe. Er stieg hinauf, und als er durch die Oeffnung der Thüre hinein sah, zitterte er vor Furcht für sich selber, da er eben diese Personen erblickte, und die Verfassung, worin sie sich befanden.

Er kam ganz verwirrt wieder zu dem Chalyfen, und wußte nicht, was er ihm sagen sollte. „Welche Unordnung," sprach der Chalyf zu ihm, „daß Leute die Dreistigkeit haben, in meinen Garten und Saal zu kommen, und sich darin zu erlustigen, und daß Scheich-Ibrahim sie herein läßt, sie duldet, ja sich mit ihnen lustig macht! Bei alle dem glaube ich kaum, daß man ein schöneres und stattlicheres junges Paar sehen. Bevor ich meinen Zorn ausbrechen lasse, will ich mich noch näher unterrichten und wissen, wer sie sind, und welcher Anlaß sie hieher führt."

Er trat wieder an die Thüre, um sie weiter zu beobachten, und der Weshr, der ihm folgte, blieb hinter ihm stehen, während er hinein schaute. Sie hörten beide, daß Scheich-Ibrahim zu der schönen Perserin sagte: „Liebenswürdige Frau, habt ihr noch irgend etwas zu wünschen, was die Freude dieses Abends erhöhen könnte." — „Mich dünkt," erwiederte die schöne Perserin, „alles wäre vollkommen, wenn ihr noch ein Saitenspiel hättet und mir es bringen wolltet."

„Herrin," antwortete Scheich-Ibrahim, „könnt ihr die Laute spielen?"

„Bringet eine her," antwortete die schöne Perserin, „ihr sollt es hören."

Ohne weit von seinem Platze zu gehen, nahm Scheich-Ibrahim eine Laute aus einem Schranke, und überreichte sie der schönen Perserin, die sogleich anfing, sie zu stimmen.

Der Chalyf drehte sich unterdessen nach dem Großweshr um, und sagte zu ihm: „Giafar, die junge Frau wird auf der Laute spielen; spielt sie gut, so will ich ihr

verzeihen, desgleichen dem jungen Manne um ihretwillen; dich aber lasse ich sicherlich aufhängen."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Großwesyr, „wenn dem so ist, so bitte ich Gott, daß sie schlecht spielen möge."

„Warum das?" fragte der Chalyf.

„Je mehr wir unser sind," antwortete der Großwesyr, „desto leichter werden wir uns trösten können, in schöner und guter Gesellschaft zu sterben."

Der Chalyf, der gute Einfälle liebte, lachte über diese Antwort, dann drehte er sich wieder nach der Oeffnung der Thüre und horchte, um die schöne Perserin spielen zu hören.

Das Vorspiel der schönen Perserin ließ den Chalyfen alsbald erkennen, daß sie meisterhaft spielte. Hierauf fing sie ein Lied an zu singen, und begleitete ihre wundervolle Stimme mit der Laute: sie that dies mit solcher Kunst und Vollendung, daß der Chalyf davon bezaubert wurde.

Sobald die schöne Perserin aufgehört hatte zu singen, stieg der Chalyf die Treppe hinab, und der Wesyr Giafar folgte. Als er unten war, sagte er zu dem Wesyr: „Zeit meines Lebens habe ich keine schönere Stimme, noch besser die Laute spielen gehört; Isaak [1]), den ich für den geschicktesten Lautenspieler auf der Welt hielt, kömmt ihr nicht gleich. Ich bin so damit zufrieden, daß ich hineingehen will, um sie in meiner Gegenwart spielen zu hören: es fragt sich nur, wie ich dies anstellen soll."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Großwesyr, „wenn ihr hineingeht und Scheich-Ibrahim euch erkennt, so ist er vor Schrecken des Todes."

„Das ist es auch, was ich besorge," versetzte der Chalyf, „und es sollte mir Leid thun, die Ursache seines Todes zu sein, nachdem er mir so lange gedient hat. Mir fällt etwas ein, wodurch es wohl gelingen kann; bleib du

mit Mesrur hier, und erwartet in dem nächsten Baumgange meine Rückkunft."

Zweihundert und neun und funfzigste Nacht.

Die Nähe des Tigris hatte den Chalyfen veranlaßt, Wasser daraus in ein festausgemauertes Becken zu leiten, welches einen schönen Teich bildete, wo die besten Fische des Tigris sich hineingezogen hatten. Die Fischer wußten dies wohl, und sie hätten sehr gern die Freiheit gehabt, darin zu fischen, aber der Chalyf hatte es Scheich-Ibrahim ausdrücklich verboten, jemand dorthin zu lassen. Eben diese Nacht hatte gleichwohl ein Fischer, der an dem Gartenthore vorbeiging, nachdem der Chalyf hineingetreten war und es offen gelassen, wie er es gefunden hatte, die Gelegenheit benutzt, und sich in den Garten nach dem Teiche geschlichen.

Dieser Fischer hatte seine Netze ausgeworfen, und war eben im Begriffe, sie ans Land zu ziehen, als der Chalyf, der aus der Nachlässigkeit Scheich-Ibrahims wohl vermuthete, was geschehen war, und diesen Umstand zu seinem Zwecke benutzen wollte, eben dorthin kam. Ungeachtet seiner Verkleidung erkannte der Fischer ihn doch, warf sich sogleich zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, indem er sich durch seine Armuth entschuldigte.

„Steh auf, und fürchte nichts," erwiederte der Chalyf; „zieh nur dein Netz heraus, damit ich sehe, was für Fische darin sind."

Der beruhigte Fischer gehorchte sofort dem Befehle des Chalyfen, und zog fünf oder sechs schöne Fische heraus, von welchen der Chalyf die beiden größten auswählte und sie mit einer Ruthe bei den Kiefern zusammenbinden ließ. Hierauf sagte der Chalyf zu dem Fischer: „Gieb mir dein Kleid, und nimm das meine."

Der Tausch geschah in wenig Augenblicken; und

nachdem der Chalyf von den Schuhen bis zum Turban als Fischer verkleidet war, sagte er zu dem Fischer: „nimm dein Netz und geh deinem Gewerbe nach.“

Als der Fischer, sehr zufrieden mit seinem guten Glücke, weggegangen war, nahm der Chalyf die beiden Fische in die Hand, und ging wieder zu dem Großwesyr Giafar und Mesrur. Er stand vor dem Großwesyr still, und dieser erkannte ihn nicht. „Was willst du?“ sagte er zu ihm; „geh' deines Weges.“ Der Chalyf fing sogleich an zu lachen, und nun erkannte ihn der Großwesyr: „Beherrscher der Gläubigen,“ rief er aus, „ist es möglich, seid ihr es? Ich erkannte euch nicht, und ich bitte euch tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unhöflichkeit. Ihr könnt jetzt in den Saal gehen, ohne Furcht, daß Scheich-Ibrahim euch erkennen werde.“ — „Bleibet also noch hier,“ sagte er, „während ich meine Rolle spiele.“

Der Chalyf stieg nun nach dem Saal hinauf, und klopfte an die Thüre. Nureddin, der es zuerst hörte, sagte es Scheich-Ibrahim; und Scheich-Ibrahim fragte, wer da wäre. Der Chalyf öffnete die Thüre, und nachdem er nur einen Schritt in den Saal that, um sich zu zeigen, antwortete er: „Scheich-Ibrahim, ich bin der Fischer Kerim [2]): da ich vernommen, daß ihr eure Freunde bewirthet, und jetzt eben zwei schöne Fische gefangen habe, so komme ich, euch zu fragen, ob ihr sie nicht gebrauchen könnt.“

Nureddin und die schöne Perserin freuten sich, als sie von Fischen reden hörten, und die schöne Perserin sagte sogleich: „Scheich-Ibrahim, ich bitte euch, gewähret uns das Vergnügen, ihn herein kommen und uns seine Fische sehen zu lassen.“

Scheich-Ibrahim war nicht mehr im Stand, den vorgeblichen Fischer zu fragen, wie oder wo er herein gekommen wäre; er dachte nur daran, der schönen Perserin zu gefallen. Er drehte also den Kopf mit ziemlicher Mühe,

— soviel hatte er getrunken, — nach der Thüre, und sagte lallend zu dem Chalyfen, den er für einen Fischer hielt: „Komm näher, du braver Nachtdieb, komm näher und laß dich sehen."

Der Chalyf trat herein, indem er vollkommen alle Gebehrden eines Fischers nachmachte, und zeigte die beiden Fische vor.

„Das sind sehr schöne Fische," sagte die schöne Perserin; „ich möchte gern davon essen, wenn sie nur gekocht und gut zugerichtet wären."

„Die gnädige Frau hat Recht," sprach Scheich-Ibrahim; „was sollen wir mit deinen Fischen, wenn sie nicht zugerichtet sind? Geh, richte sie selber zu, und bringe sie uns: du findest alles dazu in meiner Küche.

Der Chalyf ging wieder zu dem Großwesyr Giafar, und sagte zu ihm: „Giafar, ich bin sehr wohl aufgenommen worden; aber sie verlangen die Fische zugerichtet."

„Ich will sie zurichten," sagte der Großwesyr, „es soll im Augenblicke gethan sein."

„Mir liegt die Ausführung meines Plans so sehr am Herzen," fuhr der Chalyf fort, „daß ich gern selber die Mühe übernehmen will. Da ich so gut den Fischer spiele, so kann ich auch wohl den Koch machen: ich habe mich in meiner Jugend mit der Küche abgegeben, und meine Sache nicht übel gemacht."

Mit diesen Worten nahm er den Weg nach Scheich-Ibrahims Wohnung, und der Großwesyr und Mesrur folgten ihm dahin.

Sie legten alle drei Hand ans Werk, und obgleich die Küche Scheich-Ibrahims nicht groß war, so fehlte doch nichts von allem, was sie gebrauchten, und in kurzer Zeit hatten sie die Schüssel Fische zugerichtet.

Der Chalyf trug sie auf, und legte dabei jedem eine Zitrone hin, sich nach Belieben davon zu bedienen. Sie aßen mit großer Lust, besonders Nureddin und die schöne Perserin; und der Chalyf wartete ihnen auf.

Als sie fertig waren, betrachtete Nureddin den Chalyfen und sprach zu ihm: „Fischer, man kann keine trefflicheren Fische essen, und du hast uns das größte Vergnügen von der Welt gemacht.“

Zu gleicher Zeit fuhr er mit der Hand in seinen Busen und zog seine Börse hervor, in welcher sich dreißig Goldstucke befanden, der Rest von den vierzigen, die Sandschiar, der Thürhüter des Königs von Balsora, ihm vor seiner Abreise geschenkt hatte. „Nimm,“ sagte er zu ihm, „ich würde dir mehr geben, wenn ich mehr hätte; ja ich würde dich aus der Armuth gerissen haben, wenn ich dich gekannt hätte, bevor ich mein Erbtheil verzehrte; nimm es indessen eben so gutwillig an, als wenn es ein ansehnlicheres Geschenk wäre.“

Der Chalyf nahm die Börse, dankte Nureddin dafür, und als er fühlte, daß Gold darin war, sagte er zu ihm: „Herr, ich kann euch nicht genug für eure Freigebigkeit danken. Es ist ein großes Glück mit so edlen Männern zu thun zu haben, wie ihr seid; aber ehe ich mich entferne, habe ich noch eine Bitte an euch, welche ihr mir ja gewähren müßt. Da sehe ich eine Laute, woraus ich schließe, daß die gnädige Frau darauf spielen kann. Wenn ihr sie dazu bewegen könntet, mir die Gnade zu erzeigen, und ein Stück darauf zu spielen, so würde ich als der vergnügteste Mensch von der Welt heimgehen: die Laute ist ein Saitenspiel, welches ich leidenschaftlich liebe.“

„Schöne Perserin,“ sagte sogleich Nureddin, indem er sich zu ihr wandte, „ich bitte euch um diese Gnade, und hoffe, ihr werdet sie nicht versagen.“

Sie nahm die Laute, und nachdem sie dieselbe in wenig Augenblicken gestimmt hatte, spielte und sang sie ein Lied, das den Chalyfen bezauberte. Zuletzt spielte sie, ohne dazu zu singen, und sie that dies mit solcher Kraft und Anmuth, daß er davon zum Entzücken hingerissen wurde.

Als die schöne Perserin aufhörte zu spielen, rief der Chalyf aus: „Welche Stimme, welche Hand und welches Spiel! Kann man besser singen, besser die Laute spielen! Nimmer hat man desgleichen gesehen, noch gehört!“

Nureddin, gewohnt alles, was ihm gehörte, denjenigen zu schenken, die es lobten, erwiederte: „Fischer, ich sehe wohl, daß du dich darauf verstehest: da sie dir so sehr gefällt, so ist sie dein, ich mache dir ein Geschenk damit.“

Zu gleicher Zeit stand er auf, nahm seinen Rock, den er abgelegt hatte, und wollte weggehen, um den Chalyfen, den er immer nur für einen Fischer hielt, im Besitze der schönen Perserin zu lassen.

Die schöne Perserin, höchst erstaunt über Nureddins Freigebigkeit, hielt ihn zurück, und sagte zu ihm, ihn zärtlich anblickend: „Herr, wo wollt ihr denn hin? Ich bitte euch, setzet euch wieder auf euren Platz, und höret, was ich euch spielen und singen will.“

Er that, was sie wünschte; und nun rührte sie die Saiten, und mit Thränen in den Augen ihn anblickend, sang sie dazu aus dem Stegreife von ihr gedichte Verse, worin sie ihm lebhaft seine geringe Liebe zu ihr vorwarf, weil er sie so leicht und mit solcher Kälte dem Kerim überließ. Sie meinte, ohne sich weiter darüber zu erklären, einem Fischer, wie Kerim, welchen sie eben so wenig, als er, für den Chalyfen erkannte. Als sie geendigt hatte, legte sie die Laute neben sich hin, und hielt ihr Schnupftuch vor das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen, die sie nicht zurückhalten konnte.

Nureddin erwiederte kein Wort auf ihre Vorwürfe, und sein Schweigen bezeugte, daß sein Geschenk ihn nicht gereute.

Aber der Chalyf, voll Verwunderung über das, was er hörte, sprach zu ihm: „Herr, so wie ich sehe, so ist diese so schöne, so seltene, so bewunderwürdige Frau,

welche ihr mir mit solcher Großmuth zum Geschenke gemacht habt, eure Sklavin, und ihr seid ihr Herr?"

„Allerdings, Kerim," erwiederte Nureddin, „und du würdest noch weit mehr erstaunt sein, als du es jetzo scheinst, wenn ich dir alle die Unglücksfälle erzählte, welche mir im Betreff ihrer begegnet sind." — „O, ich bitte euch, Herr," versetzte der Chalyf, immer sehr gut die Rolle des Fischers spielend, „erzeiget mir den Gefallen, und erzählet mir ihre Geschichte."

Nureddin, der ihm eben schon etwas Wichtigeres gewährt hatte, obwohl er ihn nur für einen Fischer hielt, wollte ihm auch gern noch diesen Gefallen thun. Er erzählte ihm also seine ganze Geschichte, von Anfang her, wie der Wesyr, sein Vater, die schöne Perserin für den König von Balsora gekauft hatte, und verschwieg nichts von allem, was er gethan und was ihm begegnet war, bis zu seiner Ankunft in Bagdad mit ihr, und bis zu diesem Augenblicke, da er mit ihm sprach.

Als Nureddin geendigt hatte, fragte ihn der Chalyf: „Und wohin wollt ihr jetzt gehen?"

„Wohin ich gehen will," antwortete er: „wohin Gott mich führt."

„Wollt ihr mir folgen," fuhr der Chalyf fort, „so gehet nicht weiter: ihr müßt im Gegentheile nach Balsora zurückkehren. Ich will euch ein Paar Zeilen an den König mitgeben; ihr werdet sehen, er wird euch gut aufnehmen, sobald er sie gelesen hat, und niemand wird euch auch nur mit einem Worte Leides thun."

„Kerim," entgegnete Nureddin, „was du mir da sagst, klingt sehr wunderbar: wo hat man je gehört, daß ein Fischer, wie du, mit einem König in Briefwechsel stehet."

„Das darf euch nicht verwundern," erwiederte der Chalyf, „wir sind zusammen bei demselben Lehrmeister in die Schule gegangen, und sind immer die besten Freunde von der Welt gewesen. Zwar hat das Glück uns nicht auf gleiche Weise begünstigt, es hat ihn zum König, und

mich zum Fischer gemacht: aber diese Ungleichheit hat unsere Freundschaft nicht vermindert. Er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, mich aus meinem Stande empor zu ziehen: ich aber habe mich immer damit begnügt, die Achtung, welche er für mich hat, mir nichts abzuschlagen, zu Gunsten meiner Freunde zu benutzen. Drum lasset mich nur machen: ihr werdet den Erfolg davon sehen." —

Nureddin ließ sich den Vorschlag des Chalyfen gefallen. Da im Saale alles zum Schreiben Nothwendige vorhanden war, so schrieb der Chalyf an den König von Balsora folgenden Brief, über welchen er, fast am äußersten Rande des Papiers, in sehr kleinen Schriftzügen, die Formel setzte:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes."

um dadurch anzudeuten, daß er unbedingten Gehorsam forderte.

Brief
des Chalyfen Harun Arreschyd
an
den König von Balsora.

„Harun Arreschyd, Mahdi's Sohn, sendet diesen Brief an Muhammed, seinen Vetter.

Sobald Nureddin, des Wesyrs Chakan Sohn, der Ueberbringer dieses Briefes, dir denselben übergeben und du ihn gelesen hast, so lege auf der Stelle den königlichen Mantel ab, bekleide ihn damit, und räume ihm deine Stelle ein. Gott befohlen."

Der Chalyf faltete und versiegelte den Brief, und ohne Nureddin dessen Inhalt zu sagen, sprach er zu ihm: „Nimm und geh unverzüglich hin, und besteig ein Boot, das bald abgehen wird, so wie alle Tage eins zu derselben Stunde abgeht; du kannst auf dem Schiffe schlafen."

Nureddin nahm den Brief, und reiste mit dem wenigen Gelde ab, das er bei sich hatte, als Sandschiar ihm seine Börse gab.

Die schöne Perserin war untröstlich über seine Abreise, drückte sich in eine Ecke des Sofa's, und zerfloß in Thränen.

Kaum hatte Nureddin den Saal verlassen, als Scheich-Ibrahim, der bisher alles, was vorging, mit Stillschweigen beobachtet hatte, den Chalyfen ansah, den er noch immer für den Fischer Kerim hielt, und zu ihm sagte: „Höre, Kerim, du bist hergekommen und hast zwei Fische gebracht, die höchstens zwanzig Kupfermünzen werth sind, und hast dafür eine Börse und eine Sklavin zum Geschenk erhalten: denkst du das alles für dich zu behalten? Ich erkläre dir, daß ich für mein Halbtheil die Sklavin haben will. Was die Börse betrifft, so laß sehen, was darinnen ist: ist es Silbergeld, so magst du ein Stück für dich behalten; ist es aber Gold, so nehme ich alles, und gebe dir etliche Kupferstücke, die ich noch im Beutel habe." —

„Um recht zu verstehen, was nun folgt," unterbrach sich hier Scheherasade, „ist zu bemerken, daß der Chalyf, bevor er die zugerichtete Schüssel mit den Fischen in den Saal trug, dem Großwesyr Giafar befohlen hatte, eilig nach dem Palaste zu gehen, und ihm vier Kammerdiener und ein Kleid zu holen, und damit auf der andern Seite des Saales zu warten, bis er aus einem der Fenster in die Hände klatschte. Der Großwesyr hatte diesen Befehl vollzogen, und er und Mesrur, mit den vier Kammerdienern, erwarteten an dem bestimmten Orte das verabredete Zeichen.

Ich komme nun zu meiner Erzählung zurück," fuhr die Sultanin fort.

„Der Chalyf, noch immer in der Verkleidung als Fischer, antwortete kühnlich dem Scheich-Ibrahim: „Scheich-Ibrahim, ich weiß nicht, was in der Börse ist: sei's Gold

oder Silber, ich will es von Herzen gern mit euch theilen; was aber die Sklavin betrifft, die will ich für mich allein behalten. Wenn ihr euch mit dem, was ich euch anbiete, nicht begnügen wollt, so kriegt ihr nichts."

Scheich-Ibrahim, von Zorn entbrannt über solche Unverschämtheit, wofür er diese Rede eines Fischers gegen sich betrachtete, nahm eines von den Porzellangefäßen, die auf dem Tische standen, und warf es dem Chalyfen nach dem Kopfe. Der Chalyf wich leicht dem Wurfe eines vom Weine berauschten Mannes aus: das Gefäß flog gegen die Wand, und zerbrach in tausend Stücke.

Scheich-Ibrahim, durch den Fehlwurf noch mehr erzürnt als zuvor, nimmt nun das auf dem Tische stehende Licht, steht taumelnd auf, und steigt eine verborgene Treppe hinab, um einen Stock zu holen.

Zweihundert und sechzigste Nacht.

Der Chalyf benutzte diese Zeit, und klatschte zum Fenster hinaus in die Hände. Der Großwesyr, Mesrur und die vier Kammerdiener waren im Augenblicke bei ihm, und die letzten zogen ihm alsbald das Fischerkleid aus und legten ihm das mitgebrachte Kleid an. Sie waren noch nicht ganz fertig und noch um den Chalyfen beschäftig, der sich auf den im Saale für ihn stehenden Thron gesetzt hatte, als Scheich-Ibrahim, von Habgier beseelt, mit einem großen Stock in der Hand herein trat, womit er dem vermeinten Fischer derbe aufzuwichsen gedachte. Anstatt aber diesen wieder zu erblicken, sah er dessen Kleid mitten im Saale liegen, und den Chalyfen auf seinem Throne sitzen mit dem Großwesyr und Mesrur an seiner Seite. Er stutzte bei diesem Schauspiel, und zweifelte, ob er wachte oder träumte.

Der Chalyf lachte über sein Erstaunen, und fragte ihn: „Scheich-Ibrahim, was willst du, was suchst du?"

Scheich-Ibrahim, der nun nicht mehr zweifeln konnte, daß es der Chalyf wirklich wäre, warf sich sogleich zu seinen Füßen, mit dem Antlitze und dem langen Barte den Boden bedeckend, und rief aus: „Beherrscher der Gläubigen, euer elender Sklave hat euch beleidigt; er fleht eure Gnade an, und bittet euch tausendmal um Verzeihung.“

Da die Kammerdiener den Chalyfen in diesem Augenblicke fertig angekleidet hatten, stieg er herab von seinem Throne, und sagte zu ihm: „Steh auf, ich verzeihe dir.“

Der Chalyf wandte sich hierauf zu der schönen Perserin, die ihren Schmerz gehemmt hatte, sobald sie vernommen, daß der Garten und der Saal diesem Fürsten gehörten, und nicht Scheich-Ibrahim, wie derselbe vorgegeben, und daß er es selber war, der sich als Fischer verkleidet hatte. „Schöne Perserin,“ sprach er zu ihr, „stehet auf und folget mir. Nach dem, was ihr eben gesehen habt, werdet ihr erkennen, wer ich bin, und daß es nicht meinem Range gemäß ist, von dem Geschenke, welches Nureddin durch eine Großmuth ohne Gleichen mit eurer Person mir gemacht hat, Vortheil zu ziehen. Ich habe ihn nach Balsora geschickt, dort König zu sein, und ich will euch als Königin ebendorthin senden, sobald ich die nöthigen Verfügungen zu seiner Einsetzung getroffen habe. Unterdessen will ich euch eine Wohnung in meinem Palaste geben, wo ihr eurer Würdigkeit gemäß behandelt werden sollt.

Diese Rede beruhigte und tröstete die schöne Perserin über einen so empfindlichen Verlust; und sie entschädigte sich nach ihrer Traurigkeit völlig durch die Freude, zu vernehmen, daß Nureddin, den sie leidenschaftlich liebte, zu einer so hohen Würde war erhoben worden.

Der Chalyf erfüllte das ihr gegebene Versprechen: er empfahl sie selbst seiner Gemahlin Sobeïde, nachdem er ihr die große Achtung mitgetheilt, welche er für Nureddin gefaßt hatte. —

Nureddins Rückkehr nach Balsora war glücklicher und einige Tage früher, als für seine Wohlfahrt zu wünschen gewesen wäre. Er besuchte bei der Ankunft weder Freunde noch Verwandte, sondern ging gerade nach dem Palaste des Königs, der eben Audienz gab. Er arbeitete sich durch das Gedränge, indem er den Brief mit der Hand emporhielt; man machte ihm Platz, und er überreichte denselben.

Der König empfing ihn, öffnete ihn, und erbleichte beim Lesen. Er küßte ihn dreimal, und stand schon im Begriffe den Befehl des Chalyfen zu erfüllen, als er sich bedachte, und ihn dem Wesyr Sawy zeigte, Nureddins unversöhnlichem Feinde.

Sawy, der Nureddin gleich erkannt hatte, und mit großer Unruhe bei sich selber bedachte, weshalb er wohl gekommen sein möchte, war nicht minder als der König über den Befehl des Chalyfen erstaunt, welchen der Brief enthielt. Da er nicht minder dabei betheiligt war, so sann er sogleich auf ein Mittel, ihn zu vereiteln. Er that, als hätte er ihn noch nicht recht gelesen, und drehte sich, um ihn nochmals zu lesen, ein wenig auf die Seite, als ob er ein besseres Licht suchte; und ohne daß es jemand bemerkte, und es an dem Blatte zu sehen war, wenn man es nicht recht nahe beschaute, riß er ganz behende oben von dem Briefe die Formel ab, durch welche der Chalyf andeutete, daß er unbedingten Gehorsam forderte, steckte sie in den Mund, und verschluckte sie.

Nach einer so boshaften That, wandte sich Sawy wieder zu dem Könige, gab ihm den Brief zurück, und fragte ihn leise: „Nun wohl, Herr, was gedenkt Euer Majestät zu thun?"

„Was der Chalyf mir befiehlt," antwortete der König.

„Nehmet euch wohl dabei in Acht," antwortete der arglistige Wesyr; „das hier ist freilich die Handschrift des Chalyfen, aber die Formel fehlt dabei."

Der König hatte sie sehr wohl bemerkt, aber in der

Verwirrung, worin er war, wähnte er sich getäuscht zu haben, als er sie nicht mehr sah

„Herr," fuhr der Wesyr fort, „ihr dürft nicht zweifeln, daß der Chalyf diesen Brief dem Nureddin, auf seine gegen Euer Majestät und gegen mich angebrachte Klagen, bewilligt hat, um ihn los zu werden, aber er hat nicht gemeint, daß ihr vollziehen sollt, was er enthält. Ueberdies ist zu erwägen, daß er keinen besonderen Boten mit diesem Befehle gesandt hat, ohne welches er unwirksam ist. Man setzt keinen König, wie ihr seid, ab, ohne diese Förmlichkeit; jeder andere, wie Nureddin, könnte ja eben so mit einem falschen Briefe kommen; jenes ist noch nie geschehen, Herr, Euer Majestät kann sich hierüber auf mein Wort verlassen, und ich nehme alle üblen Folgen auf mich, die daraus entstehen können."

Der König Muhammed ließ sich bereden, und übergab Nureddin der Willkür des Wesyrs Sawy, der ihn mit gewaffneter Hand in sein Haus führte. Dort angelangt, ließ er ihm die Bastonade geben, bis er für todt da lag, und in diesem Zustande ließ er ihn in das Gefängniß tragen, und ihn hier in das dunkelste und tiefste Loch werfen, mit dem Befehl an den Gefangenwärter, ihm nichts als Wasser und Brot zu geben.

Als Nureddin, ganz zerschlagen, wieder zu sich kam, und sich in diesem Loche sah, stieß er ein klägliches Geschrei aus, und beweinte sein unglückliches Schicksal. „Ach, Fischer," rief er aus, „wie hast du mich betrogen, und wie leichtgläubig bin ich gewesen! Konnte ich eine so grausame Behandlung erwarten, nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt habe! Der Himmel segne dich gleichwohl: ich kann nicht glauben, daß deine Absicht böse gewesen ist, und ich will Geduld haben bis ans Ende meiner Leiden."

Der unglückliche Nureddin blieb zehn Tage in diesem Zustande, und der Wesyr Sawy vergaß nicht, daß er ihn darin versetzt hatte. Entschlossen, ihn schmählich

ums Leben zu bringen, wagte er es jedoch nicht auf seine Gefahr. Zur Vollführung seines verderblichen Anschlages, belud er mehrere seiner Sklaven mit reichen Geschenken, und stellte sich an ihrer Spitze dem Könige dar. „Herr," sprach er zu ihm mit schwarzer Bosheit, „der neue König bittet Euer Majestät, diese Geschenke bei seiner Thronbesteigung freundlich aufzunehmen."

Der König verstand, was Sawy sagen wollte. „Wie?" antwortete er, „der Elende lebt noch? Ich glaubte, du hättest ihn tödten lassen."

„Herr," versetzte Sawy, „es steht mir nicht zu, jemand das Leben nehmen zu lassen; das gebührt Euer Majestät."

„Geh," erwiederte der König, „und laß ihm den Kopf abhauen, ich gebe dir die Vollmacht dazu."

„Herr," sagte hierauf Sawy, „ich bin Euer Majestät unendlich verbunden für die Gerechtigkeit, die sie mir angedeihen läßt. Aber da Nureddin mich so öffentlich beschimpft hat, wie ihr wißt, so bitte ich um die Gnade, daß seine Hinrichtung auch vor dem Palaste geschehe, und daß die Ausrufer es durch alle Stadtheile verkünden, damit es niemand unbekannt bleibe, daß die mir von ihm angethane Beleidigung vollständig gerochen werden soll."

Der König bewilligte ihm seine Bitte, und die Ausrufer thaten ihre Schuldigkeit, und verbreiteten durch die ganze Stadt eine allgemeine Traurigkeit. Das noch frische Andenken der Tugenden des Vaters ließ überall nur mit Unwillen vernehmen, daß der Sohn so schmächlich sollte hingerichtet werden, auf den Betrieb und durch die Bosheit des Großweshrs Sawy.

Sawy ging selber in das Gefängniß, begleitet von zwanzig seiner Sklaven und Vollstrecker seiner Grausamkeit. Man führte ihm Nureddin vor, und er ließ ihn ein elendes Pferd ohne Sattel besteigen.

Als Nureddin sich den Händen seines Feindes überliefert sah, sagte er zu ihm: „Du triumphirst jetzt,

und mißbrauchest deine Gewalt, aber ich vertraue auf die Wahrheit folgender Worte eines unserer Bücher: „Du richtest ungerecht, und über ein Kleines wirst du selber gerichtet werden.“

Der Wesyr Sawy, der allerdings bei sich triumphirte, erwiederte: „Wie, du Unverschämter, du wagst es noch, mich zu beschimpfen! Geh, ich verzeihe es dir; mag doch geschehen, was da will, wenn ich nur im Angesichte von ganz Balsora deinen Kopf habe abhauen lassen. Du mußt auch wissen, was ein anderes unserer Bücher sagt: „Was schadet es, am Tage nach dem Tode seines Feindes zu sterben?“

Dieser in seinem Haß und in seiner Feindschaft unversöhnliche Minister, umgeben von einem Theile seiner bewaffneten Sklaven, ließ durch die übrigen Nureddin vor sich herführen, und nahm den Weg nach dem Palaste. Das Volk war im Begriff, über ihn herzufallen, und würde ihn gesteinigt haben, wenn jemand den Anfang gemacht hätte. Als er ihn auf den Platz vor dem Palaste, dem Zimmer des Königs gegenüber, gebracht hatte, ließ er ihn unter den Händen des Scharfrichters, und begab sich zu dem Könige, der schon am Fenster stand, um seine Augen an dem blutigen Schauspiele, das sich vorbereitete, zu weiden.

Die Wache des Königs und die Sklaven des Wesyrs Sawy, die einen großen Kreis um Nureddin geschlossen, hatten viel Mühe, das Volk zurückzuhalten, welches, zwar vergeblich, alle mögliche Anstrengungen machte, um sie zu überwältigen, durchzubrechen, und ihn zu befreien.

Der Scharfrichter näherte sich ihm, und sprach: „Herr, ich bitte euch, mir euern Tod zu verzeihen; ich bin nur ein Sklave und kann mich der Ausübung meiner Pflicht nicht entziehen; wenn ihr nicht noch etwas verlangt, so seid so gut, und macht euch bereit; denn der König wird mir gleich befehlen, den Streich zu thun.“

Da sprach der unglücklche Nureddin, indem er das

Haupt zur Rechten und zur Linken drehte: „Will in diesem furchtbaren Augenblicke kein mitleidiger Mensch mir die Liebe thun und mir Wasser reichen, um meinen Durst zu löschen?"

Man brachte sogleich ein Gefäß mit Wasser, welches man von Hand zu Hand bis zu ihm gehen ließ.

Der Wesyr Sawy, der diese Verzögerung bemerkte, rief dem Scharfrichter aus dem Fenster des königlichen Zimmers zu: „Was zauderst du? hau zu...."

Zweihundert und ein und sechzigste Nacht.

Auf diese grausamen und unmenschlichen Worte ertönte der ganze Platz von lauten Verwünschungen gegen den Wesyr, und der auf sein Ansehn eifersüchtige König mißbilligte diese Kühnheit in seiner Gegenwart, und gab es dadurch zu erkennen, daß er rief, man sollte noch warten.

Er hatte noch einen andern Grund dazu: nämlich, als er zu gleicher Zeit die Augen nach einer großen Straße richtete, die ihm gegenüber in den großen Platz auslief, erblickte er mitten in derselben einen Trupp Reiter, die mit verhängten Zügeln daher sprengten. „Wesyr," sprach er sogleich zu Sawy, „was bedeutet das? Schau her."

Sawy, der wohl ahnte, was es sein könnte, drang in den König, dem Scharfrichter das Zeichen zu geben. „Nein," erwiederte der König, „zuvor will ich wissen, wer diese Reiter sind."

Es war der Großwesyr Giafar mit seinem Gefolge, der selber im Namen des Chalyfen von Bagdad kam. —

Zum Verständnisse, warum dieser Minister nach Balsora kam, ist zu bemerken, daß nach Nureddins Abreise mit dem Briefe des Chalyfen, dieser am folgenden Morgen, und selbst mehrere Tage darauf, nicht daran gedacht hatte einen besonderen Boten mit der Kundmachung

abzusenden, von welcher er der schönen Perserin gesagt hatte.

Er befand sich in dem inneren Palaste der Frauen, als er, im Vorbeigehehen an einem Zimmer, eine sehr schöne Stimme hörte; er blieb stehen, und kaum hatte er einige Worte vernommen, die den Schmerz der Trennung ausdrückten, so fragte er einen der ihm folgenden Verschnittenen, wer die Frau wäre, die in diesem Zimmer wohnte. Der Bediente antwortete, es wäre die Sklavin des jungen Herrn, welchen er nach Balsora gesandt hätte, um an Muhammeds Statt König zu sein.

„Ach, armer Nureddin, Chakans Sohn!" rief sogleich der Chalyf aus, „ich habe dich ganz vergessen! — Eile," fügte er hinzu, „und laß mir unverzüglich Giafar kommen."

Dieser Minister kam, und der Chalyf sprach zu ihm: „Giafar, ich habe nicht daran gedacht, die Kundmachung hinzusenden, damit Nureddin zum König von Balsora anerkannt werde. Es ist keine Zeit mehr, sie ausfertigen zu lassen; nimm Leute zu Pferde mit dir, und eile nach Balsora. Ist Nureddin nicht mehr am Leben und hingerichtet, so laß den Wesyr Sawy aufhängen; ist er noch nicht todt, so führe ihn mir her, sammt dem König und dem Wesyr."

Der Großwesyr Giafar nahm sich nur so viel Zeit, als er brauchte, um zu Pferde zu steigen, und reiste sogleich ab, mit einer guten Anzahl seiner Hausbedienten. So kam er in diesem Aufzuge und zur angegebenen Zeit in Balsora an.

Sobald er auf dem Platze anlangte, wichen Alle zurück und machten ihm Platz, indem sie laut um Gnade für Nureddin riefen; und mit solchem Geleite kam er bis an die Treppe in dem Palaste, wo er abstieg.

Der König von Balsora, der den ersten Minister des Chalyfen erkannt hatte, ging ihm entgegen, und empfing ihn am Eingange seines Zimmers.

Der Großwesyr fragte sogleich, ob Nureddin noch lebte, und gebot, wenn er noch lebte, ihn kommen zu lassen.

Als derselbe bald darauf, zwar gebunden und geknebelt, erschien, ließ er ihn losbinden und in Freiheit setzen, und gebot dagegen, sich des Wesyrs Sawy zu versichern und ihn mit denselben Stricken zu binden.

Der Großwesyr Giafar blieb nur eine Nacht zu Balsora; am folgenden Morgen schon reiste er wieder zurück, und führte dem ihm ertheilten Befehle zufolge, Sawy, den König von Balsora, und Nureddin mit sich.

Als er in Bagdad ankam, stellte er sich dem Chalyfen vor, und nachdem er von seiner Reise Rechenschaft abgelegt hatte, besonders von dem Zustande, worin er Nureddin gefunden, und von der Behandlung, welche derselbe durch den Rath und Haß Sawys erduldet hatte, erbot der Chalyf dem Nureddin, selber dem Wesyr Sawy den Kopf abzuhauen.

Nureddin aber erwiederte; „Beherrscher der Gläubigen, wie viel Böses dieser Boshafte mir auch gethan, und schon meinem seligen Vater zu thun sich bemüht hat, so würde ich mich jedoch für den verruchtesten aller Menschen achten, wenn ich meine Hände mit seinem Blute befleckt hätte."

Der Chalyf lobte ihn für diesen Edelmuth, und ließ dasselbe Urtheil durch die Hand des Scharfrichters vollstrecken.

Der Chalyf wollte Nureddin wieder nach Balsora schicken, dort zu regieren; aber Nureddin bat ihn, er möchte ihn davon entbinden, indem er vorstellte: „Beherrscher der Gläubigen, die Stadt Balsora würde mir nach dem, was mir darin widerfahren ist, fortan solchen Abscheu erregen, daß ich Euer Majestät inständig zu bitten wage, zu vergönnen, daß ich den Schwur halte, welchen ich gethan habe, mein lebelang nicht wieder dahin zu kommen. Ich würde meinen höchsten Ruhm darin setzen, der Per-

son Euer Majestät meine Dienste zu widmen, wenn dieselbe die Güte hätte, mir diese Gnade zu bewilligen."

Der Chalyf nahm ihn also unter die Zahl seiner vertrautesten Hofleute auf, gab ihm die schöne Perserin wieder, und that ihm so viel Gutes, daß sie zusammen bis an ihren Tod in aller Glückseligkeit lebten; die sie nur wünschen konnten.

Anlangend den König von Balsora, so begnügte sich der Chalyf, ihm eingeschärft zu haben, wie vorsichtig er bei der Wahl der Wesyre sein müßte, und schickte ihn in sein Königreich zurück."

Da der Tag noch nicht anbrach, so begann Scheherasade mit Genehmigung des Sultans folgende Geschichte:

Geschichte
des Prinzen Beder von Persien
und
der Prinzessin Giäuhare von Samandal.

„Persien ist ein so umfassender Theil der Erde, daß die alten Könige dieses Reichs nicht ohne Grund den stolzen Titel König der Könige geführt haben. So viel Provinzen er hatte, abgesehen von allen den andern eroberten Reichen, so viel waren auch der Könige. Diese Könige zahlten nicht nur einen starken Zins, sondern waren selbst eben so dienstpflichtig, als es die Statthalter in allen anderen Königreichen sind.

Einer dieser alten Könige, der seine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrschte lange Jahre her mit einem Glück und einer Ruhe, welche ihn zu dem zufriedensten aller Monarchen machten. Es war nur ein einziger Punkt, in welchem er sich unglücklich

fühlte, nämlich, daß er schon bejahrt war und von allen seinen Frauen ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren hatte.

Er hatte ihrer mehr als hundert, alle in prächtigen und abgesonderten Wohnungen, mit Sklavinnen zu ihrem Dienst und Verschnittenen zu ihrer Wache. Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, sie zufrieden zu stellen und ihren Wünschen zuvorzukommen, erfüllte jedoch keine seine Hoffnung. Man führte ihm manche aus den entferntesten Ländern zu, und er bezahlte sie nicht nur, wenn sie ihm gefielen, ohne den Preis zu achten, sondern überhäufte die Verkäufer auch mit Ehren, Wohlthaten und Danksagungen, um dadurch noch Andere zu ermuntern, in der Hoffnung, doch endlich eine Frau zu finden, von welcher er einen Sohn erhielte. Er unterließ auch keine gute Werke, um den Himmel zu bewegen. Er gab den Armen Almosen ohne Maaß, den andächtigen Brüderschaften seiner Religion reiche Spenden, und machte neue, durchaus königliche Stiftungen zu ihren Gunsten, um durch ihre Gebete zu erhalten, was er so heiß wünschte.

Eines Tages hielt er, nach der täglichen Gewohnheit seiner königlichen Vorfahren, wenn sie sich in ihrer Hauptstadt befanden, einen öffentlichen Hof, bei welchem sich alle Gesandten und alle vornehmen Fremden einfanden, und man unterhielt sich nicht von Staatsneuigkeiten, sondern über Wissenschaften, Geschichte, Litteratur, Dichtkunst und andere Gegenstände, welche den Geist angenehm zu beschäftigen und zu erheitern vermögen. An diesem Tage nun meldete ein Verschnittener ihm einen Kaufmann an, der aus einem sehr entfernten Lande ihm eine Sklavin zuführte, und um Erlaubniß bat, sie ihm zu zeigen. „Man lasse ihn herein, und weise ihm eine Stelle an," sprach der König; „nach der Versammlung will ich mit ihm reden."

Man führte den Kaufmann herein, und brachte ihn an eine Stelle, wo er den König bequemlich sehen

und ihn vertraulich mit den nächsten Personen reden hören konnte.

Diesen Gebrauch beobachtete der König gegen alle Fremden, die mit ihm sprechen sollten; er that es absichtlich, damit sie sich an seinen Anblick gewöhneten, und indem sie ihn mit Andern freundlich und gütig sprechen sähen, Vertrauen zu ihm fasseten, ebenso mit ihm zu sprechen, ohne sich durch den Glanz und die Größe, welche ihn umringten und die nicht daran Gewöhnten sprachlos machen konnten, verwirren zu lassen. Er beobachtete dies selbst bei den Gesandten: zuerst speiste er mit ihnen, und über Tische erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit, ihrer Reise und den Besonderheiten ihres Landes. Dies machte sie dreist in seiner Gegenwart, und hierauf ertheilte er ihnen Audienz.

Als die Hofgesellschaft geendigt war, und Alle sich zurückgezogen hatten, so daß nur der Kaufmann noch übrig blieb, warf dieser sich vor dem Throne des Königs mit dem Gesicht auf den Boden, und wünschte ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Als er wieder aufgestanden war, fragte ihn der König, ob es wahr wäre, daß er ihm eine Sklavin gebracht, wie man ihm gesagt hätte, und ob sie schön wäre.

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich zweifle nicht, daß Euer Majestät sehr schöne Sklavinnen hat, weil man sie in allen Weltgegenden mit so viel Fleiß für euch aufsucht, aber ich darf versichern, ohne Furcht meine Waare zu überpreisen, daß ihr noch keine gesehen habt, welche mit dieser einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres schöner Wuchses, ihrer Anmuth und aller der Vollkommenheiten, womit sie ausgestattet ist."

„Wo ist sie?" fragte der König, „bringe sie mir her."

„Herr," versetzte der Kaufmann, „ich habe sie bei einem Befehlshaber eurer Verschnittenen in Verwahrung

gelassen. Euer Majestät darf nur befehlen, sie her zu führen."

Man brachte die Sklavin: und sobald sie der König erblickte, war er bezaubert, schon allein von ihrem schönen freien Wuchse. Er trat sogleich in ein Gemach, wohin der Kaufmann mit etlichen Verschnittenen ihm folgte. Die Sklavin trug einen Schleier von rothem Sammt mit goldenen Streifen, der ihr Gesicht verhüllte. Der Kaufmann nahm ihr denselben ab, und der König von Persien sah eine Frau, die alle, welche er damals besaß und welche er jemals gesehen hatte, an Schönheit übertraf. Er ward von diesem Augenblick an leidenschaftlich verliebt in sie, und fragte den Kaufmann, wie theuer er sie verkaufen wollte.

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich habe demjenigen, der sie mir verkauft hat, tausend Goldstücke dafür gegeben, und ich rechne, daß ich eben so viel während der drei Jahre ausgegeben, die ich auf Reisen bin, um an euern Hof zu gelangen. Ich werde mich aber wohl hüten, einem so großen König einen Preis für sie zu bestimmen: ich bitte Euer Majestät, sie als ein Geschenk anzunehmen, wenn sie euch gefällig ist." —

„Ich danke dir," erwiederte der König; „es ist aber nicht meine Gewohnheit, so mit Kaufleuten zu verfahren, die so weit herkommen, in der Absicht, mir Vergnügen zu machen: ich werde dir zehntausend Goldstücke auszahlen lassen. Bist du damit zufrieden?"

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn Euer Majestät sie unentgeltlich hätte annehmen wollen, aber ich wage nicht, eine so große Freigebigkeit auszuschlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieselbe in meinem Vaterlande und aller Orten, wo ich hinkomme, zu rühmen."

Die Summe wurde ihm ausgezahlt, und bevor er sich entfernte, ließ ihn der König noch in seiner Gegenwart mit einem Rocke von Goldbrokat bekleiden.

Der König räumte der schönen Sklavin die prächtigste Wohnung nächst der seinigen ein, und gab ihr mehrere Weiber und andere Sklavinnen zur Bedienung, mit dem Befehle, sie ins Bad zu führen, sie mit dem prächtigsten Gewande, so zu finden wäre, zu bekleiden, und ihr die schönsten Halsbänder von Perlen und von den feinsten Diamanten, und sonst die kostbarsten Edelsteine zu bringen, damit sie selber auswählete, was ihr am besten gefiele.

Die geschäftigen Weiber, die nur darauf bedacht waren, dem Könige zu gefallen, waren selber von der Schönheit der Sklavin entzückt. Da sie sich vollkommen darauf verstanden, sagten sie zu ihm: „Herr, wenn Euer Majestät die Geduld hat, uns nur drei Tage Zeit zu geben, so verbürgen wir uns, sie euch um so viel reizender vorzuführen, daß ihr sie nicht wieder erkennen werdet.“

Der König konnte sich mit Mühe so lange noch ihres vollständigen Besitzes enthalten, antwortete jedoch: „Ich bin es zufrieden, aber unter der Bedingung, daß ihr euer Versprechen haltet.“

Zweihundert und zwei und sechzigste Nacht.

Die Hauptstadt des Königs von Persien lag auf einer Insel, und sein prächtiger Palast war am Ufer des Meeres erbaut. Da seine Wohnung die Aussicht auf die See hatte, so hatte auch die Wohnung der schönen Sklavin, die von der seinigen nicht entfernt war, dieselbe Aussicht; und sie war um so angenehmer, da die Wogen fast den Fuß der Mauern bespülten.

Nach Verlauf der drei Tage saß die schöne Sklavin prächtig geputzt und geschmückt, allein in ihrem Zimmer auf dem Sofa und an eins der Fenster gelehnt, die auf das Meer hinaus schauten, als der König, auf die Nachricht, daß er sie nun besuchen könnte, herein trat. Die

Sklavin, welche einen andern Tritt, als den bisherigen der dienenden Frauen hörte, wandte sogleich den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Sie erkannte den König; aber ohne die geringste Ueberraschung deshalb zu bezeigen, ja ohne sich zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, nahm sie ihre vorige Stellung am Fenster wieder ein, als wenn er die gleichgültigste Person von der Welt wäre.

Der König von Persien war äußerst erstaunt, zu sehen, daß eine so schöne und wohlgebildete Sklavin so wenig Lebensart verstände. Er schob diesen Mangel auf die schlechte Erziehung, welche sie erhalten, und auf die geringe Sorgfalt, die man angewendet hätte, ihr die ersten Regeln der Wohlanständigkeit beizubringen.

Er trat zu ihr ans Fenster, wo sie, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte, womit sie ihn empfangen hatte sich von ihm anschauen, bewundern und selbst liebkosen und umarmen ließ, so viel er wollte.

Unter diesen Liebkosungen und Umarmungen hielt der König inne, um sie anzuschauen, oder vielmehr mit den Augen zu verschlingen. „Meine Allerschönste, meine Reizende, meine Bezaubernde!" rief er aus, „saget mir, ich bitte euch, wo stammet ihr her, und wo und wer sind der glückliche Vater und die glückliche Mutter, die ein so vollendetes Meisterstück der Natur, wie ihr seid, auf die Welt gesetzt haben? Wie liebe ich euch, und wie will ich euch lieben! Niemals habe ich für eine Frau empfunden, was ich für euch empfinde. Ich habe zwar viele Frauen gesehen, und sehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber niemals habe ich so viel Reize gesehen, die mich mir selber entführen, um mich ganz euch hinzugeben. — Mein liebes Herz," fügte er hinzu, „ihr antwortet mir nichts; ihr gebt mir selbst durch keine Zeichen zu erkennen, daß ihr für so viel Zeichen meiner Liebe, die ich euch gebe, empfindlich seid; ja, ihr wendet nicht einmal eure Augen her, um den meinigen das Vergnügen zu gewähren, ih-

nen zu begegnen, und euch zu überzeugen, daß man euch nicht mehr lieben kann, als ich euch liebe. Warum beharret ihr in diesem Stillschweigen, das mich erstarret? Woher kömmt dieser Ernst, oder vielmehr diese Trauer, die mich betrübt? Sehnet ihr euch nach eurem Vaterlande, euren Verwandten, euren Freunden? Wie aber! vermag denn ein König von Persien, der euch anbetet, nicht euch zu trösten und alle andere Dinge auf der Welt zu ersetzen?"

Welche Betheuerungen seiner Liebe aber der König von Persien auch der Sklavin machte, und was er auch sagen mochte, um sie zu bewegen, den Mund zu öffnen und zu reden, die Sklavin blieb auffallend kalt, mit stets niedergeschlagenen Augen, ohne sie aufzuheben, um ihn anzublicken, und ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Der König von Persien, gleichwohl erfreut, einen Kauf gemacht zu haben, womit er so zufrieden war, drang nicht weiter in sie, in der Hoffnung, daß die gute Behandlung, die er ihr angedeihen ließe, sie schon verändern würde. Er klatschte in die Hände, und sogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befahl, das Abendessen aufzutragen.

Als aufgetragen war, sagte er zu der Sklavin: „Kommet her, mein Herz, und setzet euch mit mir zu Tische." Sie stand auf von ihrem Sitze, und als sie dem Könige gegenüber saß, legte dieser ihr vor, ehe er selber aß, und bediente sie eben so bei jeder Schüssel, während der Mahlzeit. Die Sklavin aß mit ihm, aber stets mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, so oft er sie auch fragte, ob die Speisen nach ihrem Geschmacke wären.

Um das Gespräch zu verändern, fragte der König sie, wie sie hieße; ob sie mit ihrer Kleidung und den Juwelen ihres Schmuckes zufrieden wäre; wie ihre Wohnung und das Geräth darin ihr gefielen; und ob die Aussicht auf das Meer sie ergötzete; aber auf alle diese Fragen

beobachtete sie dasselbe Stillschweigen, so daß er nicht mehr wußte, was er davon denken sollte. Er kam auf den Gedanken, daß sie wohl stumm sein könnte. „Aber,“ sagte er bei sich selber, „wäre es möglich, daß Gott ein so schönes, so vollkommenes und vollendetes Geschöpf hervorgebracht, das einen so großen Mangel hätte? das wäre sehr schade! Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, sie zu lieben, wie ich sie liebe.“

Als der König von Tische aufgestanden war, wusch er sich die Hände auf der einen Seite, und die Sklavin that desgleichen auf der andern. Er nahm diese Zeit wahr, die Weiber, welche ihm das Waschbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob sie mit ihnen gesprochen hätte. Die eine nahm das Wort und antwortete ihm: „Herr, wir haben sie eben so wenig sprechen gehört, als Euer Majestät. Wir haben sie im Bade bedient, sie in ihrem Zimmer gekämmt, ihr den Kopfputz aufgesetzt und sie gekleidet, aber nicht einmal hat sie den Mund geöffnet, uns zu sagen: „das steht gut, das gefällt mir.“ Wir fragten sie: „Gebieterin, habt ihr noch etwas nöthig? wünscht ihr irgend etwas? Fordert nur, befehlet uns.“ Wir wissen nicht, ist es Verachtung, Betrübniß, Stumpfsinn, oder ist sie gar stumm: genug, wir haben nicht ein einziges Wort von ihr herausbringen können. Das ist alles, was wir Euer Majestät zu sagen vermögen.“

Die Verwunderung des Königs von Persien wurde durch das, was er hier hörte, noch vermehrt. Da er glaubte, daß die Sklavin einen Grund zur Betrübniß haben könnte, so wollte er versuchen, sie aufzuheitern; deshalb ließ er alle Frauen seines Palastes zusammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die sich auf Saitenspiel verstanden, spielten, die andern sangen oder tanzten, oder thaten beides zugleich: zuletzt führten sie verschiedene Spiele aus, welche den König ergötzten. Die Sklavin allein nahm keinen Theil an allen diesen Ergötzlichkeiten; sie blieb auf ihrem Sitze stets mit gesenkten Augen, und mit einer

Gleichgültigkeit, worüber alle die andern Frauen nicht weniger erstaunt waren, als der König.

Alle begaben sich endlich wieder in ihre Zimmer, und der König, der allein zurückblieb, ging mit der schönen Sklavin zu Bette.

Am folgenden Morgen stand der König von Persien so zufrieden auf, als er es noch mit keiner von allen den Frauen gewesen war, die er jemals gesehen hatte, keine ausgenommen, und noch verliebter in die schöne Sklavin, als den vorigen Tag. Er gab dies wohl zu erkennen: denn er beschloß, sich einzig und allein ihr zu widmen, und führte diesen Entschluß aus. Noch denselben Tag entließ er alle seine anderen Frauen, mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Kleinodien, welche sie zu ihrem Gebrauche hatten, und gab jeder eine starke Geldsumme und die Freiheit, sich nach Gefallen zu verheirathen, und er behielt nur die Matronen und andern bejahrten Frauen, die zur Umgebung der schönen Sklavin dienten. Diese gewährte ihm zwar ein ganzes Jahr hindurch nicht den Trost, ihm nur ein einziges Wort zu sagen. Er unterließ indessen nicht, stets mit allen ersinnlichen Gefälligkeiten um sie bemüht zu sein, und ihr die ausgezeichnetsten Beweise einer sehr heftigen Leidenschaft zu geben.

Das Jahr war verflossen, und eines Tages saß der König bei seiner Schönen, und betheuerte ihr, daß seine Liebe, anstatt sich zu mindern, stets an Gewalt zunähme: „Meine Königin," sagte er zu ihr, „ich kann zwar nicht errathen, wie ihr darüber denkt, nichts ist jedoch wahrer, und ich schwöre es euch zu, daß ich nichts weiter wünsche, seitdem ich das Glück habe euch zu besitzen. Ich achte mein Königreich, so groß es auch ist, geringer als ein Sonnenstäubchen, sobald ich euch sehe und euch tausendmal sagen kann, daß ich euch liebe. Ich verlange nicht, daß ihr bloß meinen Worten glauben sollt: ihr könnt aber nicht daran zweifeln, nach dem Opfer, welches ich durch die Entfernung der großen Anzahl schöner Frauen,

die ich in meinem Palaste hatte, eurer Schönheit gebracht habe. Ihr werdet euch erinnern, es ist ein Jahr vergangen, seit ich sie alle entließ; es gereut mich in diesem Augenblicke, da ich davon spreche, so wenig, als da ich sie zum letztenmale sah; und es wird mich niemals gereuen. Nichts würde an meinem Glücke, an meiner Zufriedenheit und Freude fehlen, wenn ihr nur ein Wort sagtet, um auszudrücken, daß ihr mir dafür einigen Dank wisset. Aber wie könntet ihr mir es sagen, wenn ihr stumm seid! Und welcher Grund ist, dies nicht zu fürchten? Seit einem vollen Jahre bitte ich euch täglich tausendmal, mit mir zu sprechen: ihr aber beobachtet ein für mich so trauriges Stillschweigen. Wenn es unmöglich ist, daß dieser Trost mir von euch zu Theil werde, so gebe der Himmel wenigstens, daß ihr mir einen Sohn schenket, der nach meinem Tode mein Thronerbe sei! Ich fühle mein Alter täglich immer mehr, und jetzo schon bedürfte ich seiner, um mir die schwere Last meiner Krone tragen zu helfen. — Ich komme auf mein herzliches Verlangen zurück, euch sprechen zu hören: es sagt etwas in mir, daß ihr nicht stumm seid. Ich flehe euch, theuere Frau, ich beschwöre euch, brechet dieses lange beharrliche Stillschweigen; saget mir nur ein einziges Wort, darnach will ich gerne sterben."

Die schöne Sklavin, die nach ihrer Gewohnheit, den König stets mit gesenkten Augen angehört, und ihn dadurch veranlaßt hatte, nicht allein zu glauben, daß sie stumm wäre, sondern auch, daß sie in ihrem Leben nicht gelacht hätte, begann auf diese Rede zu lächeln. Der König von Persien gewahrte es mit einer solchen Ueberraschung, daß er einen lauten Freudenruf that; und da er nicht zweifelte, daß sie auch sprechen wollte, so erwartete er diesen Augenblick mit unbeschreiblicher Ungeduld.

Zweihundert und drei und sechzigste Nacht.

Die schöne Sklavin brach endlich das Stillschweigen und sprach also: „Herr, ich habe Euer Majestät so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Ich halte es aber zunächst für meine Pflicht, euch für alle die Gnade und Ehre, womit ihr mich überhäuft habt, zu danken, und den Himmel zu bitten, daß er euch segne, alle böse Anschläge eurer Feinde vereitele, und euch nicht sterben lasse, nachdem ihr mich sprechen gehört habt, sondern euch ein langes Leben schenke. Demnächst, Herr, kann ich euch wohl keine größere Freude gewähren, als wenn ich euch ankündige, daß ich schwanger bin: und ich wünsche mit euch, daß es ein Sohn sei! — Aber, Herr," fügte sie hinzu, „ohne diese Schwangerschaft (und ich bitte Euer Majestät, meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten), war ich entschlossen, euch *nie* zu lieben, so wie *ein* beständiges Stillschweigen zu beobachten. Gegenwärtig habe ich euch so lieb, wie es meine Pflicht ist."

Der König von Persien, voll Freuden, daß er die schöne Sklavin sprechen und eine ihm so wichtige Neuigkeit verkündigen gehört hatte, umarmte sie zärtlich, und sagte zu ihr: „Licht meiner Augen, es gibt keine größere Freude für mich, als die, womit ihr mich erfüllet. Ihr habt gesprochen, und habt mir eure Schwangerschaft angekündigt: ich bin überglücklich durch diese beiden erfreulichen Begebenheiten, die ich nicht erwartete."

Im Rausche der Freude, welche den König von Persien erfüllte, sagte er nichts weiter zu der schönen Sklavin, sondern verließ sie, aber auf eine Weise, die zu erkennen gab, daß er bald zurückkommen würde. Da er den Gegenstand seiner Freude offenkundig machen wollte, so verkündigte er ihn seinen Beamten, und ließ seinen Großwesyr rufen.

Sobald dieser kam, trug er ihm auf, hundert tausend Goldstücke an diejenigen Diener seiner Religion, welche

das Gelübde der Armuth gethan hatten, an die milden Stiftungen und an die Armen zu vertheilen, um Gott dafür zu danken; und sein Wille wurde vollzogen.

Nach Ertheilung dieses Befehls, kam der König von Persien wieder zu der schönen Sklavin: „Theure Frau," sagte er zu ihr, „entschuldiget mich, wenn ich euch so plötzlich verlassen habe: ihr selber habt mir Anlaß dazu gegeben; aber erlaubet, daß ich ein andermal mehr davon sage: mich verlangt jetzo, viel wichtigere Dinge von euch zu vernehmen. Saget mir, ich bitte euch, meine geliebte Seele, welchen so triftigen Grund ihr hattet, mich zu sehen, mich reden zu hören, mit mir täglich zu essen und zu schlafen, ein ganzes Jahr hindurch, und mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nicht nur den Mund nicht zu öffnen, und mit mir zu sprechen, sondern auch nicht einmal zu verstehen zu geben, daß ihr sehr wohl alles verstündet, was ich zu euch sagte. Das geht über meinen Verstand, und ich begreife nicht, wie ihr euch so viel Gewalt anthun konntet; die Ursache davon muß sehr außerordentlich sein."

Um die Neugier des Königes von Persien zu befriedigen, antwortete die schöne Sklavin: „Herr, Sklavin zu sein und entfernt von dem Vaterlande, ohne Hoffnung, jemals dahin zurückzukommen, das Herz durchdrungen von dem Schmerze, mich für immer von meiner Mutter, meinem Bruder und unsern Verwandten getrennt zu sehen, — sind das nicht zureichende Beweggründe, so lange ein Stillschweigen zu beobachten, welches Euer Majestät so befremdet? Die Vaterlandsliebe ist nicht minder natürlich, als die Aelternliebe, und der Verlust der Freiheit ist jedem unerträglich, der nicht von gesundem Sinne so entblößt ist, um den Werth derselben nicht zu erkennen. Der Leib kann wohl dem Gebot eines Herrn unterworfen sein, der die Macht und Gewalt in Händen hat, aber der Wille kann nicht beherrscht werden, er bleibt immer sein eigener Herr. Euer Majestät hat an mir ein Beispiel da=

von gesehen. Es ist viel, daß ich nicht einer Menge von Unglücklichen nachgeahmt habe, welche die Freiheitsliebe zu dem traurigen Entschlusse gebracht hat, sich den Tod zu geben."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „ich bin überzeugt von dem, was ihr mir da sagt, aber es hat mir bisher immer geschienen, als müsse eine schöne, wohlgebildete, verständige und geistvolle Frau, wie ihr, welche ihr Mißgeschick zur Sklavin bestimmt hat, sich glücklich schätzen, einen König zum Herrn zu erhalten."

„Herr," versetzte die schöne Sklavin, „ich wiederhole Euer Majestät, selbst ein König kann ihren Willen nicht beherrschen, welche Sklavin es auch sei. Ist indessen, wie Euer Majestät meint, eine Sklavin auch im Stande, einem Könige zu gefallen und sich seine Liebe zu erwerben, so will ich wohl glauben, daß sie in ihrem Unglücke sich glücklich schätzen kann, wenn sie von unverhältnißmäßig niedrigem Stande ist. Welches Glück gleichwohl! Entrissen den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, und vielleicht eines Geliebten, welchen sie ihr lebelang nicht aufhören kann zu lieben! Aber wenn sie nun gar in keiner Hinsicht dem Könige nachsteht, der sie erworben hat, so möge Euer Majestät selber die Härte ihres Schicksals ermessen, ihr Elend, ihre Betrübniß, ihren Schmerz, und was sie zu thun im Stande ist."

Der König von Persien, erstaunt über diese Rede, erwiederte: „Wie, theure Frau, ist es möglich, wie ihr mir zu verstehen gebt, daß ihr von königlichem Geblüte seid? Ich bitte euch, kläret mich darüber auf, und vermehrt nicht noch meine Ungeduld. Unterrichtet mich, wer ist der Vater und die glückliche Mutter eines so hohen Wunders der Schönheit, wer sind eure Brüder, Schwestern, eure Verwandte, und vor allem, wie heißt ihr?"

Zweihundert und vier und sechzigste Nacht.

„Herr," sagte hierauf die schöne Sklavin, „mein Name ist Gülnare [3]) vom Meere; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigsten Könige des Meeres, und bei seinem Tode hinterließ er sein Reich meinem Bruder, Namens Saleh [4]), und der Königin, meiner Mutter. Diese ist ebenfalls die Tochter eines andern sehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unserm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unser Glück neidischer Feind mit einem gewaltigen Heer in unsere Staaten einfiel, bis zu unserer Hauptstadt vordrang, sich derselben bemächtigte, und uns nur so viel Zeit ließ, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, nach einem unzugänglichen und unbezwinglichen Orte zu retten.

In diesem Zufluchtsorte versäumte mein Bruder nicht, auf Mittel zu sinnen, um den ungerechten Besitzer unserer Staaten wieder zu vertreiben; und während dieser Zeit nahm er mich eines Tages beiseite und sprach zu mir: „Liebe Schwester, der Erfolg der geringsten Unternehmung ist immer sehr ungewiß; ich kann in derjenigen erliegen, welche ich zur Rückkehr in meine Staaten vorhabe: aber ich bin dabei weniger um mein Unglück bekümmert, als um das, was dich alsdann betreffen könnte. Um dem zuvor zu kommen und dich davor zu behüten, möchte ich dich zuvor gern vermählen; aber bei dem bedrängten Zustande unserer Angelegenheiten sehe ich nicht, wie du dich mit irgend einem unserer Prinzen des Meeres verbinden könntest. Ich wünschte also, daß du dich zu meinem Vorschlage entschließen möchtest, nämlich, einen Prinzen des Landes zu heirathen; ich bin bereit, alle Mittel dazu anzuwenden. Bei deiner Schönheit bin ich sicher, es ist keiner, wie mächtig er auch sei, der nicht mit Freuden seine Krone mit dir theilen möchte."

Diese Rede meines Bruders brachte mich sehr auf

gegen ihn. „Mein Bruder," sagte ich zu ihm, „von Seiten meines Vaters und meiner Mutter stamme ich, wie du, von Königen und Königinnen des Meeres, ohne alle Vermischung mit den Königen des Landes: ich mag so wenig als sie eine Mißheirath eingehen, und habe darauf einen Schwur gethan, sobald ich Einsicht genug hatte, den Adel und das Alterthum unseres Hauses zu erkennen. Der Zustand, in welchen wir versetzt sind, wird mich nicht dahin bringen, diesen Entschluß zu verändern, und wenn du in der Ausführung deines Unternehmens umkommen solltest, so will ich lieber mit dir sterben, als einen Rath befolgen, welchen ich von deiner Seite nicht erwartete."

Mein Bruder, von dieser Heirath eingenommen, die meiner Meinung nach eine Mißheirath war, stellte mir vor, daß es Landkönige gäbe, welche den Meerkönigen nicht nachstünden. Dieses versetzte mich in solchen Zorn und Ungestüm gegen ihn, daß es mir harte Reden von ihm zuzog, welche mich aufs empfindlichste verletzten. Er verließ mich, eben so unzufrieden mit mir, als ich mit ihm. In dem Aerger, worin ich war, schwang ich mich aus der Tiefe des Meeres, und begab mich nach der Mond-Insel.

Ungeachtet des gerechten Mißvergnügens, welches mich genöthigt hatte, mich auf diese Insel zurückzuziehen, lebte ich dort jedoch ziemlich zufrieden, und ich hielt mich an abgelegenen Orten auf, wo ich sicher war. Meine Vorsicht verhinderte jedoch nicht, daß ein Mann von einiger Bedeutung mit seinen Leuten mich im Schlaf überfiel und mit sich heimführte. Er bezeugte mir seine große Liebe, und unterließ nichts, mich zu bereden, sie zu erwiedern. Als er sah, daß er mit Güte nichts ausrichtete, wähnte er, durch Gewalt besser zum Ziele zu gelangen; ich aber ließ ihn seine Unverschämtheit so sehr bereuen, daß er mich zu verkaufen beschloß: und so verkaufte er mich an den Kaufmann, der mich Euer Majestät zugeführt hat. Dies war ein verständiger, sanfter und freundlicher Mann, und

auf der langen Reise, welche er mit mir machte, hat er mir nur Anlaß gegeben, ihn zu rühmen. —

Was Euer Majestät betrifft," fuhr die Prinzessin Gülnare fort, „wenn ihr für mich nicht alle die Aufmerksamkeit gehabt hättet, wofür ich euch dankbar bin; wenn ihr mir nicht so viel aufrichtige Zeichen der Liebe gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte; wenn ihr nicht ohne Zaudern alle eure Frauen entlassen hättet: so, scheue ich mich nicht, zu sagen, wäre ich nimmer bei euch geblieben. Ich hätte mich durch dieses Fenster, wo ihr zuerst in diesem Zimmer mir nahtet, ins Meer gestürzt, und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandte wieder aufgesucht. Ich wäre sogar in dieser Absicht beharret, und hätte sie ausgeführt, wenn ich nach einer gewissen Zeit die Hoffnung der Schwangerschaft verloren hätte. Ich werde mich aber wohl hüten, es in dem Zustande zu thun, worin ich mich nun befinde. Denn, was ich auch meiner Mutter und meinem Bruder sagen möchte, nimmer würden sie glauben wollen, daß ich die Sklavin eines Königs, wie Euer Majestät, gewesen, und nimmer würden sie mir auch den Fehltritt verzeihen, welchen ich wissentlich gegen meine Ehre begangen habe. Demnach, Herr, sei es nun ein Prinz oder eine Prinzessin, so ich zur Welt bringe, wird dieses ein Pfand sein, welches mich nöthigt, mich nimmer von Euer Majestät zu trennen. Ich hoffe auch, daß ihr mich nicht mehr als eine Sklavin, sondern als eine Fürstin behandeln werdet, die eurer Verbindung nicht unwürdig ist."

Auf solche Weise gab die Prinzessin Gülnare sich dem Könige von Persien zu erkennen, und endigte die Erzählung ihrer Geschichte. „Meine anbetungswürdige Fürstin," rief jetzo der König aus, „welche Wunder höre ich da von euch! Welche Fülle der Gegenstände für meine Neugier, um euch über so unerhörte Dinge zu befragen! Aber zuvor muß ich euch für eure Güte und Geduld danken, mit welcher ihr die Aufrichtigkeit und Beständigkeit

meiner Liebe geprüft habt. Ich glaubte, nicht stärker lieben zu können, als ich euch schon liebte. Seitdem ich indessen weiß, daß ihr eine hohe Prinzessin seid, liebe ich euch noch tausendmal mehr. Was sage ich, Prinzessin? Meine Gemahlin, ihr seid es nicht mehr, ihr seid meine Königin und Königin von Persien, so wie ich König von Persien bin, und dieser Name soll alsbald in meinem ganzen Königreiche wiederhallen. Gleich morgen soll er meine Hauptstadt erfüllen, zugleich mit noch nie gesehenen Freudenfesten, welche kund geben sollen, daß ihr meine rechtmäßige Gemahlin seid. Solches wäre schon längst geschehen, wenn ihr mich früher aus meinem Irrthume gezogen hättet, weil ich von dem ersten Augenblick an, wo ich euch sah, dieselbe Gesinnung hegte, wie heute, nämlich euch immer zu lieben, und keine andere zu lieben, als euch. —

Unterdessen, bis ich mir völlig genugthue und euch alles wiedergebe, was euch gebührt, bitte ich euch, theure Frau, mich genauer von diesen mir unbekannten Staaten und Völkern des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meermenschen gehört, aber was man mir davon erzählt hat, immer nur für Mährchen und Fabeln gehalten. Gleichwohl ist nach dem, was ihr mir davon sagt, nichts wahrhafter; und ich habe einen sichern Beweis davon in eurer Person selber, die ihr dorther stammet, und meine Gemahlin zu sein mich durch einen Vorzug würdiget, dessen kein anderer Erdbewohner, außer mir, sich rühmen kann. Eins nur macht mir dabei Bedenken, und ich bitte euch, mich darüber aufzuklären: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Wasser leben und euch regen und bewegen könnt, ohne zu ertrinken. Es verstehen wohl einige Leute bei uns die Kunst, unter dem Wasser zu bleiben: sie würden aber nichts desto weniger umkommen, wenn sie nicht nach Verlauf einer gewissen, durch die Geschicklichkeit und Kraft eines jeden bedingten Zeit wieder auftaucheten."

„Herr," antwortete die Königin Gülnare, „mit vielem Vergnügen will ich Euer Majestät hierüber befriedigen. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres eben so wie auf dem Lande, und athmen im Wasser, wie in der Luft, so daß es, anstatt uns zu ersticken, wie es euch erstickt, vielmehr zu unserm Leben beiträgt. Was dabei noch sehr merkwürdig, ist, daß es unsere Kleider nicht benetzt, und wenn wir ans Land kommen, wir nicht nöthig haben, uns zu trocknen. Unsere gewöhnliche Sprache ist dieselbe, in welcher die auf dem Siegelringe des großen Propheten Salomon eingegrabene Inschrift verfaßt ist.

Ich darf nicht vergessen, daß das Wasser uns auch nicht hindert, im Meere zu sehen; wir haben darin die Augen offen, ohne irgend eine Unbequemlichkeit davon zu spüren. Da unsere Augen sehr scharf sind, so vermögen wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin eben so deutlich zu sehen, als man auf dem Lande sieht. Es verhält sich ebenso in der Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Gestirne sind uns nicht unsichtbar. Von unsern Königreichen habe ich schon geredet: da das Meer viel geräumiger ist, als das Land, so gibt es darin auch deren viel mehre und viel größere; sie bestehen aus Provinzen, und in jeder Provinz sind mehrere große, sehr volkreiche Städte. Endlich gibt es hier eine große Menge an Sitten und Gewohnheiten unterschiedener Völkerschaften, wie auf dem Lande.

Die Paläste der Könige sind herrlich und prächtig: sie sind theils von Marmor von verschiedenen Farben, von Bergkrystall, woran das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch kostbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelsteinen sind hier in viel größerer Fülle, als auf der Erde. Ich geschweige der Perlen: die größten, die man auf dem Lande kennt, achtet man bei uns gar nicht; es sind nur die geringsten Bürgerinnen, die sich damit schmücken.

Da wir eine wunderbare und unglaubliche Geschwin-

digkeit haben, uns in weniger als nichts dahin zu bewegen, wo wir wollen, so bedürfen wir weder Wagen noch Reitzeug. Gleichwohl ist kein König, der nicht seine Marställe und Stutereien von Seepferden hätte; aber sie bedienen sich derselben nur zum Vergnügen bei Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Manche, nachdem sie sie wohl abgerichtet haben, gefallen sich, sie zu reiten und ihre Geschicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere spannen sie an Wagen von Perlenmuscheln, geschmückt mit tausenderlei Muschelwerk von den mannigfaltigsten und lebhaftesten Farben. Die Wagen sind offen, mit einem Throne, auf welchem die Könige sitzen, wenn sie sich ihren Unterthanen zeigen. Sie sind selber geschickt, sie zu lenken, und bedürfen keines Kutschers.

Ich übergehe mit Stillschweigen," setzte die Königin Gülnare hinzu, „eine Anzahl anderer sehr merkwürdiger Besonderheiten der Meerländer, welche Euer Majestät sehr großes Vergnügen machen würden; aber erlaubet, daß ich euch ein andermal bei mehr Muße davon unterhalte, um von etwas anderem mit euch zu reden, das gegenwärtig von mehr Wichtigkeit ist. Ich muß euch nämlich sagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verschieden ist, und ich habe Grund, zu fürchten, daß die Hebammen dieses Landes mich nicht gut entbinden. Da Euer Majestät nicht minder als mir daran gelegen ist, so halte ich es, mit eurer Genehmigung, für rathsam, zur Sicherung meiner Niederkunft, die Königin meine Mutter mit meinen Nichten kommen zu lassen, und zugleich auch meinen Bruder, mit welchem ich mich gern wieder aussöhnen möchte. Sie werden erfreut sein, mich wieder zu sehen, sobald ich ihnen meine Geschichte erzählt habe und sie vernehmen, daß ich die Gattin des mächtigen Königs von Persien bin. Ich bitte Euer Majestät, es mir zu erlauben; sie werden sich auch freuen, euch ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ich kann euch versprechen, daß ihre Gesellschaft euch vergnügen wird."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „ihr habt zu gebieten; thut, was euch gefällt; ich werde mich bemühen, sie mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Aber ich möchte wohl wissen, auf welche Weise ihr ihnen euern Wunsch kund thun wollt, und wann sie etwa ankommen werden, damit ich Befehl zu den Anstalten ihres Empfanges gebe und selber ihnen entgegen gehe."

„Herr," antwortete die Königin Gülnare, „es bedarf nicht dieser Feierlichkeiten; sie werden in einem Augenblicke hier sein, und Euer Majestät wird sehen, auf welche Weise sie ankommen: ihr dürft nur in dieses kleine Gemach treten, und durch das Gitterfenster schauen."

Zweihundert und fünf und sechzigste Nacht.

Als der König von Persien in das Gemach getreten war, ließ die Königin Gülnare sich durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen, und hieß die Frau wieder hinausgehen und die Thüre zuschließen. Als sie allein war, nahm sie ein Stück Aloeholz, that es in das Rauchfaß, und sobald sie den Rauch aufsteigen sah, sprach sie einige dem Könige von Persien, der all ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, unverständliche Worte aus, und sie hatte noch nicht geendigt, als das Wasser des Meeres unruhig ward. Das Gemach, worin der König sich befand, war so gelegen, daß er dies durch das Gitterfenster gewahrte, indem er nach dem Meere hinausblickte.

Das Meer that sich endlich in einiger Entfernung auf: und alsbald stieg ein junger wohlgebildeter und schöngewachsener Mann, mit einem meergrünen Knebelbarte, daraus empor. Eine schon bejahrte Frau von königlichem Ansehen, stieg eben so bald nach ihm auf, mit fünf Meerfräulein, die keinesweges der Königin Gülnare an Schönheit nachstanden.

Die Königin Gülnare trat sogleich an eins der Fen-

ster, und erkannte den König, ihren Bruder, die Königin ihre Mutter und ihre Nichten, welche auch sie erkannten. Die Gesellschaft schwebte auf der Oberfläche des Wassers daher, ohne sichtlich zu schreiten; und als sie alle am Ufer waren, schwangen sie sich leicht, eins nach dem andern, zum Fenster hinein, wo die Königin Gülnare erschienen, und zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königin Mutter und ihre Nichten umarmten sie zärtlich und mit Thränen in den Augen, so wie sie nach einander hereinkamen.

Als Gülnare sie mit allen möglichen Ehren empfangen und sie auf dem Sofa hatte Platz nehmen lassen, nahm die Königin, ihre Mutter das Wort. „Meine Tochter," sprach sie zu ihr, „ich habe große Freude, dich nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen, und ich bin gewiß, daß dein Bruder und deine Nichten sich nicht weniger darüber freuen. Deine heimliche Entfernung hat uns in unglaubliche Betrübniß versetzt, und wir können dir nicht sagen, wie viel Thränen wir darüber vergossen haben. Wir wissen nichts weiter von der Ursache, welche dich bewogen haben kann, einen so unerwarteten Entschluß zu fassen, als was dein Bruder uns von seiner Unterredung mit dir berichtet hat. Der Rath, welchen er dir gab, schien ihm in unsern damaligen Umständen vortheilhaft für deine Wohlfahrt. Du durftest dich deshalb nicht so sehr beunruhigen, wenn er dir mißfiel, und du wirst mir erlauben, dir zu sagen, daß du die Sache ganz anders genommen hast, als du solltest. Aber schweigen wir jetzo von dem, was nur deinen Schmerz und Verdruß erneuern würde, die du mit uns vergessen sollst: theile uns nun alles mit, was dir seit so langer Zeit, daß wir dich nicht gesehen haben, begegnet ist; und vor allen Dingen sage uns, ob du glücklich bist."

Die Königin Gülnare warf sich sogleich ihrer Mutter zu Füßen, und nachdem sie ihr die Hand geküßt hatte und wieder aufgestanden war, antwortete sie: „Frau

Mutter, ich habe einen großen Fehler begangen, ich bekenne es, und nur eurer Güte verdanke ich die Verzeihung, welche ihr mir anbietet. Was ich euch zu erzählen habe, wird euch zu erkennen geben, daß es oft vergeblich ist, sich gegen gewisse Dinge zu sträuben. Ich habe es an mir selber erfahren, da dasjenige, dem mein Wille am meisten widerstrebte, gerade das ist, dem mein Schicksal mich entgegengeführt hat."

Sie erzählte ihnen nun alles, was ihr begegnet war. Als sie damit geendigt hatte, daß sie zuletzt an den König von Persien verkauft worden, bei welchem sie noch wäre, sprach der König, ihr Bruder, zu ihr: „Meine Schwester, du hast sehr Unrecht, daß du so viel Unwürdiges erduldet, und kannst nur dich selber anklagen. Es stand in deiner Macht, dich davon zu befreien, und ich erstaune über deine Geduld, so lange in der Sklaverei zu bleiben: steh auf, und komm wieder mit uns in unser Königreich, welches ich von unserm stolzen Feinde, der sich dessen bemächtigt hatte, wiedererobert habe."

Der König von Persien, der in seinem Verstecke diese Worte hörte, war darüber höchst beunruhigt: „Ach," sprach er bei sich selber, „ich bin verloren, und mein Tod ist gewiß, wenn meine geliebte Gülnare, auf einen so unseligen Rath hört! Ich kann nicht mehr ohne sie leben und man will sie mir entreißen!"

Die Königin Gülnare ließ ihn nicht lange in dieser Furcht. „Mein Bruder," erwiederte sie lächelnd, „was ich da von dir höre, läßt mich mehr als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Liebe für mich ist. Der Rath, den du mir gabest, einen Fürsten des Landes zu heirathen, war mir damals unerträglich: und gegenwärtig fehlt wenig, daß ich über den Rath in Zorn gerathe, den du mir hier gibst, meine Verbindung mit dem mächtigsten und berühmtesten aller Fürsten aufzugeben. Ich rede nicht von der Verpflichtung einer Sklavin gegen ihren Herrn: es würde uns leicht sein, ihm die zehn tausend Goldstücke wiederzu-

geben, welche ich ihn gekostet habe. Ich rede von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl, und zwar einer Frau, welche durchaus keine Ursache zur Unzufriedenheit mit ihm hat. Er ist ein frommer, weiser und gemäßigter Fürst, der mir die unzweideutigsten Zeichen seiner Liebe gegeben hat. Er konnte sie mir wohl nicht stärker beweisen als dadurch, daß er gleich in den ersten Tagen meines Besitzes die ganze große Anzahl seiner Frauen verabschiedete, um sich allein mir zu widmen. Ich bin seine Gemahlin; er hat mich so eben zur Königin von Persien erklärt, und an seinem Rathe Theil gegeben. Noch mehr, ich bin schwanger, und wenn ich das Glück habe, unter Vergünstigung des Himmels, ihm einen Sohn zu geben, so ist dieses ein neues Band, welches mich unzertrennlich an ihn fesselt. Also, mein Bruder," fuhr die Königin Gülnare fort, „weit entfernt, deinem Rathe zu folgen, verpflichten diese Rücksichten, wie du siehst, mich nicht nur, den König von Persien eben so zu lieben, wie er mich liebt, sondern auch bei ihm zu bleiben und mein Leben mit ihm zu theilen, mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Pflicht. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du, noch meine lieben Nichten meinen Entschluß mißbilligen werden, so wenig, als die Verbindung, welche ich eingegangen, ohne sie gesucht zu haben: eine Verbindung, welche gleich ehrenvoll für die Fürsten des Meeres, wie des Landes ist. Verzeihet mir, wenn ich euch aus den Tiefen der Wogen hierher bemüht habe, um euch dieses mitzutheilen und das Glück zu haben, nach einer so langen Trennung euch wiederzusehen."

„Meine Schwester," sagte hierauf der König Saleh, „der Vorschlag, welchen ich dir, auf die Erzählung deiner Abenteuer, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte, gethan habe, mit uns heimzukehren, sollte dir nur beweisen, wie sehr wir dich alle lieben, wie sehr insbesondere ich dich achte, und daß nichts uns mehr am Herzen liegt, als alles, was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus

denselben Beweggründen kann ich meinerseits einen so vernünftigen und deiner so würdigen Entschluß nicht anders als billigen, nach dem, was du uns von der Person des Königs von Persien und deinen großen Verpflichtungen gegen ihn erzählt hast. Was die Königin, deine und meine Mutter betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie derselben Meinung ist."

Diese Fürstin bestätigte die Voraussetzung des Königs, ihres Sohnes, und sprach, indem sie sich auch zu der Königin Gülnare wandte: „Meine Tochter, ich bin erfreut, daß du zufrieden bist, und ich habe dem, was der König dein Bruder dir gesagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich würde die erste sein, die dich tadelte, wenn du nicht einem Fürsten, der dich so leidenschaftlich liebt und so Großes für dich gethan hat, alle ihm schuldige Dankbarkeit erzeigtest."

So sehr der König von Persien, in dem Gemache, durch die Furcht bekümmert gewesen war, die Königin Gülnare zu verlieren, so viel Freude hatte er, zu sehen, daß sie entschlossen war, ihn nicht zu verlassen. Da er, nach einer so bestimmten Erklärung, nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, so liebte er sie nun noch tausendmal mehr, und er gelobte, ihr seine Erkenntlichkeit dafür auf alle ihm nur mögliche Weise zu bezeigen.

Während der König von Persien also mit sich selber redete, hatte Gülnare in die Hände geklatscht, und den sogleich eingetretenen Sklavinnen befohlen, einen Imbiß aufzusetzen. Als aufgetragen war, lud sie die Königin ihre Mutter, den König ihren Bruder und ihre Nichten zum Essen ein. Aber alle hatten denselben Gedanken, daß sie, ohne um die Erlaubniß gebeten zu haben, sich in dem Palast eines mächtigen Königs befanden, den sie nie gesehen hatten, und der sie nicht kannte, daß es also eine große Unhöflichkeit sein würde, an seinem Tische ohne ihn zu essen. Die Röthe stieg ihnen darüber ins Gesicht, und von der inneren Aufwallung fuhren ihnen Flammen

aus den Nüstern und aus dem Munde, und ihre Augen funkelten.

Der König von Persien gerieth in unsäglichen Schrecken über dieses unerwartete Schauspiel, dessen Ursache er nicht wußte. Gülnare, welche die Absicht ihrer Verwandten verstand, deutete ihnen nur an, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, daß sie sogleich wiederkommen würde. Sie ging in das Gemach, wo sie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. „Herr," sagte sie zu ihm, „ich zweifle nicht, daß Euer Majestät mit dem Zeugnisse zufrieden ist, welches ich so eben von meinen großen Verpflichtungen gegen euch abgelegt habe. Es stand nur bei mir, ihrem Verlangen nachzugeben, und mit ihnen in unser Reich heim zu kehren: das aber wäre eine Undankbarkeit, wofür ich mich selber zuerst verdammen würde."

„Ach," rief der König von Persien aus, „redet nicht mehr von den Verpflichtungen, die ihr gegen mich habt; ich selber bin euch so sehr verpflichtet, daß ich euch meine Erkenntlichkeit nicht genugsam bezeugen kann. Ich hatte nicht geglaubt, daß ihr mich so sehr liebtet, als ich jetzt sehe: ihr habt mir so eben den schönsten Beweis davon gegeben."

„Wie, Herr," erwiederte Gülnare, „könnte ich weniger thun, als ich thue? Ich thue noch nicht genug, nach allen den Ehren, die mir zu Theil geworden sind, nach so viel Wohlthaten, womit ihr mich überhäuft habt, nach so vielen Beweisen der Liebe, für welche ich unmöglich unempfindlich sein könnte. Aber, Herr," setzte die Königin hinzu, „schweigen wir jetzo davon, und überzeuget euch von der aufrichtigen Freundschaft, mit welcher meine Mutter und mein Bruder euch verehren. Sie brennen vor Verlangen, euch zu sehen, und es euch selber zu versichern. Ich besorgte sogar, mir einen Handel mit ihnen zuzuziehen, als ich ihnen einen Imbiß geben wollte, bevor ich ihnen diese Ehre verschafft hatte. Ich bitte also, Euer Ma-

jestät geruhe herein zu treten, und sie mit eurer Gegenwart zu beehren."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „es würde mir ein großes Vergnügen machen, diese euch so nahe angehörigen Personen zu begrüßen: aber die Flammen erschrecken mich, welche ich aus ihren Nüstern und ihrem Munde fahren sehe."

„Herr," versetzte die Königin lächelnd, „diese Flammen dürfen Euer Majestät nicht die geringste Furcht machen; sie bedeuten nichts anders, als ihren Widerwillen, in eurem Palaste zu essen, ohne daß ihr sie mit eurer Gegenwart beehret."

Zweihundert und sechs und sechzigste Nacht.

Der König von Persien, durch diese Worte beruhigt, stand auf von seinem Sitze, und trat mit der Königin Gülnare in das Zimmer. Die junge Königin stellte ihn ihrer Mutter, dem König ihrem Bruder, und ihren Nichten vor, die sich sogleich vor ihm mit dem Angesichte auf den Boden warfen. Der König lief alsbald hin zu ihnen, nöthigte sie, aufzustehen, und umarmte sie nach einander.

Nachdem sich alle gesetzt hatten, nahm der König Saleh das Wort und sprach zu dem Könige von Persien: „Herr, wir können Euer Majestät nicht genug unsere Freude darüber bezeugen, daß Gülnare, meine Schwester, in ihrem Mißgeschicke das Glück gehabt hat, den Schutz eines so mächtigen Monarchen zu finden. Wir können euch versichern, daß sie des hohen Ranges, zu welchem ihr sie erhoben habt, nicht unwürdig ist. Wir haben stets so große Liebe und Zärtlichkeit für sie gehabt, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie einem jener mächtigen Fürsten des Meeres zu geben, welche selbst vor ihrer Mannbarkeit schon bei uns um sie warben. Der Himmel hat sie für euch, Herr, aufbewahrt, und wir können ihm nicht besser für

die euch erzeugte Gunst danken, als wenn wir ihn bitten, Euer Majestät die Gnade zu gewähren, daß ihr noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glückes lebet."

„Es muß wohl so sein," erwiederte der König von Persien, „wie ihr bemerket, daß der Himmel sie für mich aufbewahrt hat. Die Leidenschaft, die ich für sie fühle, läßt mich erkennen, daß ich noch gar nicht geliebt hatte, bevor ich sie sah. Ich kann der Königin Mutter und euch, mein Fürst, nicht dankbar genug sein für den Edelmuth, mit welchem ihr einwilligt, mich in eine mir so ehrenvolle Verwandtschaft aufzunehmen."

Nach diesen Worten lud er sie ein, sich zu Tische zu setzen, und setzte sich auch nebst Gülnaren mit ihnen.

Nach dem Imbiß unterhielt sich der König von Persien mit ihnen bis tief in die Nacht; und als es Zeit war schlafen zu gehen, führte er sie selber nach den für sie bereiteten Zimmern.

Der König von Persien bewirthete seine erlauchten Gäste mit ununterbrochenen Festen, bei welchen er nichts vergaß, was seine Größe und Herrlichkeit zeigen konnte, und unvermerkt bewog er sie so, bis zur Niederkunft der Königin an seinem Hofe zu bleiben.

Sie kam endlich nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königin, ihrer Mutter, welche ihn dem Könige darbrachte, sobald ihm die ersten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Persien empfing dieses Geschenk mit einer Freude, die man sich leichter denken, als beschreiben kann. Da das Antlitz des kleinen Prinzen, seines Sohnes, voll und von glänzender Schönheit war, so glaubte er ihm keinen passenderen Namen geben zu können, als Beder [5]). Um dem Himmel dafür zu danken, ertheilte er den Armen reichliche Almosen, ließ die Gefangenen los, schenkte allen seinen Sklaven beiderlei Geschlechts die Freiheit, und ließ große Summen unter die Geistlichen und andächtigen Brüder seiner Religion vertheilen. Er spen-

dete auch reichliche Gaben an seinem Hofe unter das Volk, und ließ durch die ganze Stadt mehrtägige Freudenfeste ansagen.

Nachdem die Königin Gülnare von ihrem Wochenbette wieder aufgestanden war, und sie sich eines Tages in ihrem Zimmer mit dem Könige von Persien, der Königin ihrer Mutter, dem Könige Saleh und den Prinzessinnen ihren Nichten, unterhielt, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Saleh stand sogleich auf von seinem Sitze, lief zu dem kleinen Prinzen, und nachdem er ihn der Amme vom Arme genommen, begann er ihn mit großer Zärtlichkeit zu küssen und zu herzen. Er ging mit ihm mehrmals im Zimmer umher; und plötzlich, im Entzücken seiner Freude, schwang er sich aus einem offenstehenden Fenster, und schoß mit dem Prinzen ins Meer hinab.

Der König von Persien, der sich dieses Schauspiels nicht versah, stieß ein entsetzliches Geschrei aus, im Wahne, daß er den Prinzen, seinen geliebten Sohn, nie, oder doch nur todt wiedersehen würde. Es fehlte nicht viel, daß er, übermannt von seiner Betrübniß, seinem Schmerz und seinen Thränen, den Geist aufgab. „Herr," sprach aber Gülnare zu ihm, mit einem Gesicht und in einem Tone, welcher ihn wohl beruhigen konnte, „fürchte Euer Majestät nichts. Der kleine Prinz ist auch mein Sohn, und ich liebe ihn nicht weniger als ihr; ihr seht gleichwohl, daß ich darüber nicht unruhig bin: in der That er läuft keine Gefahr, und ihr werdet bald den König, seinen Oheim, wieder erscheinen und ihn gesund und unversehrt zurückbringen sehen. Obschon er aus eurem Blute entsprossen ist, so hat er doch nicht minder von mir den Vorzug geerbt, eben sowohl im Meere, als auf dem Lande leben zu können."

Die Königin, ihre Mutter und die Prinzessinnen, ihre Nichten, bekräftigten dieses dem Könige von Persien; aber ihr Zureden machte doch nicht so große Wirkung, um ihn

von seiner Furcht zu befreien: es war ihm unmöglich, sie abzulegen, so lange der Prinz Beder seinen Augen entrückt blieb.

Das Meer ward endlich wieder unruhig, und bald sah man den König Saleh, welcher, mit dem kleinen Prinzen Beder im Arme, daraus emporstieg, und sich durch die Luft schwingend in dasselbe Fenster wieder hineinschwebte, durch welches er entschwunden war. Der König von Persien war froh, und in großer Verwunderung, als er den Prinzen Beder so ruhig als zuvor sah. Der König Saleh fragte ihn: „Herr, Euer Majestät war wohl sehr bange, als ihr mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, ins Meer tauchen sahet?"

„Ach, mein Fürst," antwortete der König von Persien, „ich kann euch nicht ausdrücken, wie; ich hielt ihn für verloren und ihr habet mir das Leben wiedergegeben, indem ihr ihn mir wiederbringet."

„Herr," versetzte der König Saleh, „ich habe es wohl gedacht; aber es war nicht das geringste zu fürchten. Bevor ich hinabtauchte, hatte ich über ihn die geheimnißvollen Worte ausgesprochen, welche auf dem Siegelringe des großen Königs Salomon, Davids Sohnes, eingegraben waren. Wir thun dasselbe mit allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden; und durch die Kraft dieser Worte erhalten sie dieselbe Eigenschaft, welche wir vor den Menschen, die auf dem Lande wohnen, voraus haben.

Hiernach kann Euer Majestät beurtheilen, welchen Vorzug der Prinz Beder durch seine Geburt von Seiten der Königin Gülnare, meiner Schwester empfangen hat. So lange er lebt, und so oft er will, steht es ihm frei, ins Meer hinab zu tauchen und die weiten Reiche zu durchlaufen, welche sein Schooß verschließt."

Nach diesen Worten öffnete der König Saleh, der schon den kleinen Prinzen Beder den Armen der Amme wieder überliefert hatte, ein Kästchen, welches er während

der kurzen Zeit seines Entschwindens aus seinem Palaste geholt und mitgebracht hatte, und welches angefüllt war mit dreihundert Diamanten, so groß wie Taubeneier, mit einer gleichen Anzahl Rubinen von außerordentlicher Größe, mit eben so viel Smaragdstangen von der Länge eines halben Fußes, und mit dreißig Schnüren oder Halsbändern von Perlen, jedes von zehn Stück.

„Herr,“ sprach er zu dem Könige von Persien, indem er ihm dieses Kästchen zum Geschenk überreichte, „als wir von der Königin, meiner Schwester, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde sie war, und daß sie die Ehre hatte, die Gemahlin eines so mächtigen Königs zu sein: das ist die Schuld, daß wir mit leeren Händen gekommen sind. Da wir nun Euer Majestät unsere Erkenntlichkeit nicht anders bezeugen können, so bitten wir euch, dieses geringe Zeichen derselben anzunehmen, in Betracht der ausgezeichneten Güte, welche ihr meiner Schwester bewiesen habt, und an welcher wir nicht minder Theil nehmen, als sie selber.“

Es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Erstaunen des Königs von Persien war, als er so viel Reichthümer in einen so kleinen Raum eingeschlossen sah.

„Ei wie, mein Prinz!“ rief er aus, „ein Geschenk von unschätzbarem Werthe nennet ihr ein geringes Zeichen eurer Erkenntlichkeit? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr mir gar keinen Dank schuldig seid, weder die Königin, eure Mutter, noch ihr selber. Ich schätze mich überglücklich durch eure Beistimmung zu der Verbindung, welche ich mit euch gestiftet habe. — Theure Frau,“ sprach er, sich zu der Königin Gülnare wendend, „der König euer Bruder versetzt mich in eine Beschämung, aus welcher ich mich noch nicht wieder finden kann; und ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, sein Geschenk abzulehnen, wenn ich ihn nicht dadurch zu beleidigen fürchtete. Bittet ihr ihn, daß er mir gütig erlasse, es anzunehmen.“

„Herr,“ entgegnete der König Saleh, „ich bin nicht

verwundert, daß Euer Majestät dieses Geschenk außerordentlich findet; ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt ist, Edelsteine von dieser Güte und in so großer Menge beisammen zu sehen. Aber wenn ihr wüßtet, daß mir die Gruben, wo sie gefunden werden, bekannt sind, und daß es in meiner Macht steht, von dergleichen einen viel reicheren Schatz zu sammeln, als alles, was in den Schatzkammern der Landkönige ist, so würdet ihr euch verwundern, daß wir die Dreistigkeit gehabt haben, euch ein so unbedeutendes Geschenk zu machen. Auch bitten wir euch, es nicht hienach, sondern nach der aufrichtigen Freundschaft zu schätzen, mit welcher wir es euch darbieten, und uns nicht durch die Ablehnung desselben zu beschämen."

So höfliche Wendungen nöthigten den König von Persien, es anzunehmen, und er machte ihm und der Königin Mutter große Danksagungen dafür.

Einige Tage darnach bezeugte der König Saleh dem Könige von Persien, daß die Königin, seine Mutter, die Prinzessinnen, seine Nichten, und er selber zwar kein größeres Vergnügen haben könnten, als ihr ganzes übriges Leben an seinem Hofe zuzubringen; da sie aber schon lange aus ihrem Reiche abwesend und ihre Gegenwart daselbst nöthig wäre: so bäten sie ihn um die Erlaubniß, von ihm und der Königin Gülnare Abschied zu nehmen.

Der König von Persien antwortete ihnen, es thäte ihm sehr leid, daß es nicht in seiner Macht stünde, ihre Höflichkeit zu erwiedern, und sie in ihrem Reiche zu besuchen. „Da ich aber überzeugt bin," fügte er hinzu, „daß ihr die Königin Gülnare nicht vergessen, sondern sie von Zeit zu Zeit besuchen werdet, so hoffe ich, ich werde die Ehre haben, euch noch öfter als einmal zu sehen."

Bei der Trennung wurden auf beiden Seiten viele Thränen vergossen. Der König Saleh schied zuerst; aber die alte Königin und die Prinzessinnen mußten sich, um ihm zu folgen, fast mit Gewalt aus den Umarmungen

der Königin Gülnare losreißen, welche sich nicht entschließen konnte, sie fahren zu lassen.

Als die königliche Gesellschaft entschwunden war, konnte der König von Persien sich nicht enthalten, zu der Königin Gülnare zu sagen: „Theure Frau, ich würde denjenigen für einen meine Leichtgläubigkeit mißbrauchenden Menschen gehalten haben, der sich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge für Wahrheit auszugeben, von welchen ich Zeuge gewesen bin, seit dem Augenblicke, wo eure erlauchte Verwandschaft meinen Palast mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen strafen: ich werde mich zeitlebens daran erinnern, und nicht aufhören dem Himmel dafür zu danken, daß er euch mir vor allen andern Fürsten zugedacht hat."

Der kleine Prinz Beder wurde in dem Palaste gesäugt und aufgezogen, unter den Augen des Königes und der Königin von Persien, die ihn mit großem Vergnügen aufwachsen und an Schönheit zunehmen sahen. Er gewährte ihnen immer mehr und mehr Freude, in dem Maaße, wie er im Alter vorrückte, durch seine stete Heiterkeit, seine Anmuth in allem was er that, und durch die Kennzeichen seines richtigen und lebhaften Verstandes in allem was er sagte. Und diese ihre Freude wurde dadurch noch erhöhet, daß der König Saleh, sein Oheim, die Königin, seine Großmutter, und die Prinzessinnen, seine Muhmen, oft hinkamen, um Theil daran zu nehmen. Man hatte keine Mühe, ihn lesen und schreiben zu lehren, und mit derselben Leichtigkeit unterrichtete man ihn in allen Wissenschaften, welche einem Prinzen seines Ranges angemessen waren.

Zweihundert und sieben und sechzigste Nacht.

Als der Prinz von Persien das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, übertraf er schon in allen seinen

Uebungen seine Lehrmeister unendlich an Geschicklichkeit und Anmuth. Dabei zeigte er eine bewundernswürdige Einsicht und Klugheit.

Der König von Persien, der an ihm, fast von seiner Geburt an, diese einem Fürsten so nöthigen Tugenden erkannte, und ihn fortwährend darin sich bestärken sah, und zugleich die große Schwachheit seines Alters täglich mehr fühlte, wollte nicht abwarten, bis sein Tod erst ihn in den Besitz seines Reiches setzete. Er hatte keine Mühe, seinen Reichsrath mit seinem Wunsche hierüber einstimmig zu machen; und das Volk vernahm seinen Entschluß mit um so mehr Freude, als der Prinz Beder würdig war, sie zu beherrschen. Denn da er schon seit langer Zeit öffentlich erschien, so hatten alle nach Gefallen bemerken können, daß er nicht jenes stolze, verächtliche und zurückstoßende Wesen hatte, welches bei den meisten anderen Prinzen so gewöhnlich ist, die auf alles, was unter ihnen ist, mit unerträglichem Hochmuth und Verachtung herabblicken. Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit ansah, welche einlud, sich ihm zu nahen; daß er huldreich alle anhörte, die ihm etwas zu sagen hatten; daß er ihnen mit einem ihm eigenen Wohlwollen antwortete, und daß er niemand etwas abschlug, sofern die Bitte nur irgend statthaft war.

Der Tag der Feierlichkeit wurde angesetzt; und an diesem Tage, mitten in dem zahlreicher als gewöhnlich versammelten Reichsrathe, stieg der König von Persien, der sich anfangs auf seinen Thron gesetzt hatte, von demselben herab, nahm die Krone von seinem Haupte, und setzte sie auf das Haupt des Prinzen Beder; und nachdem er ihn selbst auf seinen Platz hinaufgeführt hatte, küßte er ihm die Hand, zum Zeichen, daß er ihm sein ganzes Ansehen, und alle seine Macht übergäbe; worauf er sich unter ihm, in dem Range der Wesyre und Emire setzte.

Alsbald traten die Wesyre, die Emire, und alle die

ersten Beamten hervor, warfen sich dem neuen Könige zu Füßen und leisteten ihm den Eid der Treue, ein jeder nach seinem Range.

Der Großwesyr trug nun mehrere wichtige Staatssachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entschied, die die ganze Versammlung in Bewunderung setzte. Er setzte hierauf mehrere der Untreue überwiesene Statthalter ab, und setzte andere an ihre Stelle, mit einer so richtigen und billigen Beurtheilung, daß er sich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um so ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte.

Er verließ endlich die Rathsversammlung, und begab sich, in Begleitung des Königs, seines Vaters, nach der Wohnung der Königin Gülnare. Diese sah ihn nicht sobald mit der Krone auf dem Haupte, als sie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte, und seiner Regierung eine lange Dauer wünschte.

Das erste Jahr seiner Regierung verwaltete der König Beder sein königliches Amt mit großer Emsigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er sich sorgfältig von den Staatsangelegenheiten, und von allem, was zur Glückseligkeit seiner Unterthanen beitragen konnte.

Im folgenden Jahre übertrug er, mit Genehmigung des alten Königs, seines Vaters, dem Rathe die Verwaltung der Staatsgeschäfte, und verließ die Hauptstadt, unter dem Vorwande einer Jagdlust: aber es geschah, um alle Provinzen seines Reiches zu durchreisen, und darin die Mißbräuche abzuschaffen, überall Ordnung und Zucht herzustellen, und indem er sich an den Gränzen zeigte, den benachbarten übelgesinnten Fürsten die Lust zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe seiner Staaten zu unternehmen.

Nicht weniger, als die Zeit eines Jahres, bedurfte dieser junge König, um einen seiner so würdigen Vorsatz auszuführen.

Noch nicht lange war er wieder zurück, als der Kö-

nig, sein Vater, so gefährlich erkrankte, daß er sogleich selber fühlte, er würde nicht wieder aufstehen. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens mit großer Ruhe; und seine einzige Sorge war, den Ministern und den Großen des Hofes seines Sohnes zu empfehlen, die ihm geschworne Treue zu bewahren; und es war keiner, der nicht seinen Eid eben so aufrichtig erneuerte, als das erste Mal. Er starb endlich, zur innigsten Betrübniß des jungen Königs Beder und der Königin Gülnare, die seine Leiche in einem prächtigen Grabmahle beisetzen ließen.

Nach Beendigung der Leichenfeier war es für den König Beder kein Zwang, die Persische Sitte zu beobachten, nämlich, die Todten einen vollen Monat zu beweinen, und während dieser ganzen Zeit sich von niemand sehen zu lassen. Er hätte seinen Vater sein lebelang beweint, wenn er dem Uebermaaße seiner Betrübniß gefolgt, und es einem großen König verstattet wäre, sich ihr ganz hinzugeben. In dieser Zwischenzeit kamen auch die Königin, Gülnarens Mutter, und der König Saleh, mit den Prinzessinnen, ihren Nichten, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, bevor sie ihnen Trost zusprachen.

Als der Monat verflossen war, konnte der König nicht umhin, seinen Großwesyr und alle die Großen seines Hofes vorzulassen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, sich seinen Unterthanen zu zeigen, und wieder die Besorgung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, wie zuvor. Er bezeugte anfangs einen so großen Widerwillen, sie anzuhören, daß der Großwesyr genöthigt war, das Wort zu nehmen und zu ihm zu sagen:

„Herr, ich brauche Euer Majestät nicht vorzustellen, daß es nur den Frauen zusteht, in einer steten Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht, daß ihr eben davon überzeugt seid, und daß es nicht eure Absicht ist, ihrem Beispiele zu folgen. Weder unsere Thränen, noch die eurigen sind im Stande, dem König, eurem Vater, das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unser lebelang nicht

aufhörten zu weinen. Er hat das allgemeine Schicksal der Menschen erfüllt, welches sie dem unablöslichen Zins des Todes unterwirft. Wir können gleichwohl nicht sagen, daß er durchaus todt sei, weil wir ihn in eurer geheiligten Person wiedersehen. Er selber hat sterbend nicht daran gezweifelt, daß er in euch wieder auflebe: es ist nun an Euer Majestät, zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hat."

Der König Beder konnte so dringenden Vorstellungen nicht widerstehen: er legte von Stund an das Trauergewand ab; und nachdem er das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder angethan hatte, begann er der Pflege seines Reichs und seiner Unterthanen mit derselben Aufmerksamkeit wahrzunehmen, wie vor dem Tode des Königs, seines Vaters. Er that dies mit allgemeinem Beifalle; und da er genau die Beobachtung der Verordnungen seiner Vorfahren handhabte, so bemerkten die Völker kaum, daß sie einen neuen Herrn hatten.

Der König Saleh, der mit der Königin, seiner Mutter, und den Prinzessinnen wieder in seine Meerländer heimgekehrt war, sobald er gesehen, daß der König Beder die Regierung wieder übernommen hatte, kam nach Verlauf eines Jahres allein zurück; und der König Beder und die Königin Gülnare freuten sich, ihn wiederzusehen.

Eines Abends, nach Tische, als man abgedeckt und sie allein gelassen hatte, unterhielten sie sich über mancherlei Dinge.

Unvermerkt kam der König Saleh auf das Lob des Königs, seines Neffen, und bezeugte der Königin, seiner Schwester, wie sehr er mit der Weisheit seiner Regierung zufrieden wäre, welche ihm einen so großen Ruhm, nicht allein bei den benachbarten Königen, sondern selbst bis in die entferntesten Königreiche erworben hätte. Der König Beder, der sich selber nicht so rühmen hören mochte, aber auch aus Wohlanständigkeit dem Könige, seinem Oheime, nicht Stillschweigen auferlegen wollte, wandte sich auf die

Seite, und stellte sich, als ob er schliefe, indem er den Kopf an ein Kissen hinter ihm lehnte.

Von den Lobeserhebungen des bewundernswürdigen Benehmens und des in allen Dingen überlegenen Geistes des Königs Beder, ging der König zu denen seiner Gestalt über, und er sprach davon, wie von einem Wunder, welches nicht seinesgleichen auf Erden, noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluthen des Meeres hätte. „Meine Schwester," rief er plötzlich aus, „so wie er gebildet ist, und wie du selber ihn siehst, wundere ich mich, daß du noch nicht daran gedacht hast, ihn zu vermählen. Gleichwohl, wenn ich mich nicht irre, ist er schon in seinem zwanzigsten Jahre; und in solchem Alter ziemt es einem Fürsten, wie er ist, nicht mehr ohne eine Frau zu sein. Ich will selber darauf bedacht sein, weil du nicht daran denkst, und ihm eine Gemahlin aus unsern Reichen geben, die seiner würdig ist."

„Mein Bruder," erwiederte die Königin Gülnare, „du erinnerst mich an eine Sache, an welche ich bisher nicht im mindesten gedacht habe. Weil er noch gar keine Neigung für den Ehestand bezeugt hat, so habe ich selber auch nicht Acht darauf gehabt, und es ist mir lieb, daß es dir eingefallen ist, mit mir davon zu reden. Da ich es sehr billige, ihm eine von unsern Prinzessinnen zu geben, so bitte ich dich, mir eine herzuführen, aber eine so schöne und vollkommene, daß der König mein Sohn gezwungen ist, sie zu lieben."

„Ich weiß eine solche," versetzte der König Saleh, indem er leiser redete, „aber bevor ich dir sage, wer sie ist, bitte ich dich, zu sehen, ob der König, mein Neffe, auch schläft; ich werde dir sagen, weshalb diese Vorsicht gut ist."

Die Königin Gülnare drehte sich um, und da sie ihren Sohn so liegen sah, wie gesagt ist, so zweifelte sie keinesweges, daß er fest schliefe. Der König Beder indessen, weit entfernt, zu schlafen, verdoppelte seine Auf-

merksamkeit, um kein Wort von dem zu verlieren, was der König sein Oheim so geheim zu sagen hätte.

„Du brauchst dir keinen Zwang anzuthun," sagte die Königin zu ihrem Bruder, „du kannst frei reden, ohne Furcht, gehört zu werden."

Zweihundert und acht und sechzigste Nacht.

„Es ist nicht rathsam," fuhr nun der König Saleh fort, „daß der König, mein Neffe, sobald Kenntniß von dem erlange, was ich dir zu sagen habe. Die Liebe, wie du weißt, schlüpft manchmal durch das Ohr ins Herz, und es ist nicht räthlich, daß er etwa auf diese Weise schon zum voraus diejenige liebe, welche ich dir nennen will. Denn ich sehe große Schwierigkeiten zu übersteigen, nicht sowohl von Seiten der Prinzessin, wie ich hoffe, als von Seiten des Königs, ihres Vaters. Ich darf dir nur die Prinzessin Giäuhare [6]) und den König von Samandal nennen."

„Was sagst du, mein Bruder?" versetzte die Königin Gülnare, „die Prinzessin Giäuhare ist noch unvermählt? Ich erinnere mich, sie kurz vor meiner Trennung von dir gesehen zu haben: sie war ungefähr achtzehn Monate alt, und damals schon von erstaunlicher Schönheit. Sie muß gegenwärtig ein Wunder der Welt sein, wenn ihre Schönheit seitdem immer zugenommen hat. Der geringe Unterschied des Alters zwischen ihr und dem Könige, meinem Sohne, darf uns nicht abhalten, alle unsere Kräfte aufzubieten, um ihm eine so vortheilhafte Heirath zu verschaffen. Es kömmt nur darauf an, die Schwierigkeiten zu kennen, welche du dabei findest, und sie zu überwinden."

„Meine Schwester," fuhr der König Saleh fort, „sie bestehen darin, daß der König von Samandal einen unerträglichen Dünkel hat, daß er sich über alle andre Könige

erhaben wähnt, und daß also wenig Anschein ist, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieser Verbindung anknüpfen zu können. Nichts destoweniger will ich selber hingehen und um die Prinzessin, seine Tochter, bei ihm anhalten; und wenn er sie uns abschlägt, so wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir günstigeres Gehör finden werden. — Deshalb ist es gut, wie du siehst," fügte er hinzu, „daß der König, mein Neffe, nichts von unserer Absicht erfahre, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal gewiß sind, damit nicht etwa die Liebe zu der Prinzessin Giäuhare sich seines Herzens bemächtige, ohne daß wir im Stande sind, sie ihm zu verschaffen."

Sie unterhielten sich noch einige Zeit über denselben Gegenstand; und bevor sie sich trennten, kamen sie darin überein, daß der König Saleh unverzüglich in sein Reich zurückkehren und bei dem Könige von Samandal um die Prinzessin Giäuhare für den König von Persien anhalten sollte.

Da die Königin Gülnare und der König Saleh wähnten, daß der König Beder wirklich schliefe, so weckten sie ihn auf, als sie schlafen gehen wollten, und Beder wußte sich sehr gut zu verstellen, als wenn er aus einem tiefen Schlaf aufwachte. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterredung verloren, und das Bild, welches sie von der Prinzessin Giäuhare entworfen, hatte in seinem Herzen eine Leidenschaft angefacht, welche ihm ganz neu war. Er machte sich von ihrer Schönheit eine so reizende Vorstellung, daß das Verlangen, sie zu besitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe versetzte, welche ihn kein Auge zuschließen ließ.

Am folgenden Morgen wollte der König Saleh von der Königin Gülnare und seinem Neffen Abschied nehmen. Der junge König von Persien, der wohl wußte, daß sein Oheim nur deshalb sobald abreisen wollte, um ohne Zeitverlust an seinem Glücke zu arbeiten, konnte dies nicht hören, ohne die Farbe zu wechseln. Seine Leidenschaft war

schon so stark, daß sie ihm nicht mehr erlaubte, auf den Anblick ihres Gegenstandes noch so lange zu warten, als er zu den Unterhandlungen über seine Vermählung erforderlich glaubte. Er faßte also den Entschluß, seinen Oheim zu bitten, daß er ihn mitnähme. Da er aber die Königin, seine Mutter, nichts davon wissen lassen, und Gelegenheit haben wollte, mit ihm allein davon zu sprechen, so nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um den folgenden Tag an einer Jagdlust mit Theil zu nehmen, mit dem Vorsatze, diese Gelegenheit zu benutzen und ihm seine Absicht zu erklären.

Die Jagd wurde angestellt, und der König Beder befand sich mehrmals mit seinem Oheim allein; aber er hatte nicht das Herz, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von seinem Anliegen zu sagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh sich von ihm getrennt hatte, und auch keiner von seinen Officieren, noch von seinen Leuten bei ihm geblieben war, stieg er an einem Bache ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, der einen schönen Schatten gab, streckte er sich auf den Rasen hin, und ließ seinen Thränen freien Lauf, welche im Ueberflusse, mit Seufzern und Schluchzen vermischt, dahin strömten. Er blieb lange so in seinen Gedanken versunken, ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Unterdessen war der König Saleh, als er seinen Neffen nicht mehr sah, in großer Sorge, und forschte nach, wo er wäre, fand aber niemand, der ihm etwas von ihm sagen konnte. Er trennte sich von den übrigen Jägern, suchte ihn selber, und erblickte ihn von weitem. Er hatte schon gestern bemerkt, daß er nicht seine gewöhnliche Munterkeit hatte, daß er, gegen seine Weise, nachdenklich war, und nicht sogleich, oder doch nicht angemessen, auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete. Aber er hatte nicht den geringsten Verdacht über die Ursache dieser Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieser Lage sah, zweifelte er nicht mehr, daß er seine Unterredung mit der

Königin Gülnare gehört und sich verliebt hatte. Er stieg ziemlich weit von ihm ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg, und trat ganz leise so nahe heran, daß er ihn folgende Worte aussprechen hörte:

„Liebenswürdige Prinzessin des Königreichs Samandal!“ rief Beder aus, „man hat mir ohne Zweifel nur einen schwachen Umriß von eurer unvergleichlichen Schönheit gemacht. Ihr seid gewiß noch viel schöner und übertrefft alle Prinzessinnen der Welt, wie die Sonne den Mond und alle anderen Gestirne mit einander überstrahlt! Ich würde auf der Stelle hingehen, euch mein Herz darzubieten, wenn ich euch zu finden wüßte: es gehört euch an, und nie soll es eine andere Prinzessin als ihr besitzen!“

Saleh mochte nicht mehr hören; er trat hervor, so daß der König Beder ihn sah, und sprach zu ihm: „Wie ich sehe, lieber Neffe, so hast du gehört, was ich mit der Königin, deiner Mutter, vorgestern von der Prinzessin Giäuhare geredet habe. Das war nicht unsere Absicht, und wir wähnten, du schliefest.“

„Mein lieber Oheim,“ antwortete Beder, „ich habe kein Wort verloren, und die Wirkung davon empfunden, welche ihr vorausgesehen habt, ohne sie vermeiden zu können. Ich habe euch besonders in der Absicht noch aufgehalten, um vor eurer Abreise mit euch von meiner Liebe zu sprechen: aber die Scham, euch meine Schwäche zu bekennen, — wenn es eine Schwäche ist, eine so liebenswürdige Prinzessin zu lieben — hat mir den Mund geschlossen. Ich flehe euch nun bei eurer Freundschaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, euer so naher Verwandter zu sein, habet Mitleid mit mir, und lasset mich nicht so lange auf den Anblick der göttlichen Giäuhare warten, bis ihr die Einwilligung des Königes, ihres Vaters, zu unserer Vermählung erhalten habt, wenn ihr nicht wollt,

daß ich aus Liebe zu ihr sterbe, bevor ich sie gesehen habe."

Diese Rede des Königs von Persien setzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er stellte ihm vor, wie schwer es wäre, ihm hierin zu genügen; daß es nicht anders geschehen könnte, als wenn er ihn mitnähme: weil aber seine Gegenwart in seinem Reiche nothwendig, und alles zu fürchten wäre, wenn er sich entfernte, so beschwur er ihn, seine Leidenschaft zu mäßigen, bis er die Sache so weit gebracht hätte, daß er ihn befriedigen könnte, und versicherte ihn, daß er alles möglichst beschleunigen, und in wenigen Tagen wiederkommen würde, um ihm Nachricht zu bringen.

Der König von Persien hörte aber nicht auf diese Gründe. „Grausamer Oheim," entgegnete er, „ich sehe wohl, daß ihr mich nicht so sehr liebt, als ich glaubte, und daß ihr mich lieber wollt sterben lassen, als mir die erste Bitte zu gewähren, welche ich euch in meinem Leben gethan habe."

„Ich bin bereit, dir zu beweisen," versetzte der König Saleh, „daß es nichts auf der Welt gibt, was ich dir nicht zu gefallen thun wollte; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter davon gesprochen hast. Was würde sie von dir und von mir denken? Wenn sie einwilligt, will ich es wohl thun, und ich werde sie mit dir darum bitten."

„Ihr wißt recht wohl," erwiederte der König von Persien, „daß die Königin, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich sie verlasse; und diese Entschuldigung beweiseit mir nur noch mehr eure Härte gegen mich. Wenn ihr mich wirklich so liebt, wie ihr mich überreden wollt, so müßt ihr auf der Stelle in euer Reich zurückkehren und mich mitnehmen."

Zweihundert und neun und sechzigste Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Persien nachzugeben, zog Saleh von seinem Finger einen Ring, auf welchem dieselben geheimnißvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelringe des Propheten Salomon, und deren Kraft so viele Wunder gewirkt hatten. Diesen überreichte er ihm, und sprach dabei: „Nimm diesen Ring, stecke ihn an deinen Finger, und fürchte weder die Fluthen noch die Tiefe des Meeres."

Der König von Persien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger gesteckt hatte, fuhr der König Saleh fort: „Mach es, wie ich!"

Zu gleicher Zeit erhuben sich beide leicht in die Luft, schwebten nach dem Meere zu, und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem Könige, seinem Neffen, in seinen Palast zu kommen; er führte ihn zuerst in die Wohnung der alten Königin, der er ihn vorstellte. Der König von Persien küßte die Hand der Königin, seiner Großmutter, und diese umarmte ihn mit herzlicher Freude. „Ich frage dich nicht nach deinem Befinden," sprach sie zu ihm, „ich sehe, daß du wohlauf bist, und bin erfreut darüber; aber ich bitte dich, sage mir, was macht die Königin Gülnare, deine Mutter und meine Tochter?"

Der König von Persien hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß er abgereist wäre, ohne Abschied von ihr zu nehmen; er versicherte sie im Gegentheil, daß er sie bei vollkommener Gesundheit verlassen, und sie ihm viele Grüße an sie aufgetragen hätte.

Die Königin stellte ihm hierauf die Prinzessinnen vor, und während sie ihm Zeit ließ, sich mit ihnen zu unterhalten, ging sie mit dem Könige Saleh in ein anderen Zimmer, und dieser erzählte ihr die Liebe des Königs von Persien zu der Prinzessin Giäuhare, auf das bloße

Hörensagen von ihrer Schönheit, und wider seine (Salehs) Absicht; er fügte hinzu, daß er ihn mitgebracht, weil er es sich nicht hätte erwehren können, und daß er eben auf Mittel sänne, um sie ihm zur Gemahlin zu verschaffen.

Obwohl der König Saleh, eigentlich gesprochen, unschuldig an der Leidenschaft des Königs von Persien war, so wußte gleichwohl die Königin es ihm wenig Dank, daß er von der Prinzessin Giäuhare in seiner Gegenwart mit so wenig Vorsicht gesprochen hätte. „Deine Unbesonnenheit," sprach sie zu ihm, „ist unverzeihlich. Machst du dir Hoffnung, daß der König von Samandal, dessen Gemüthsart dir so bekannt ist, mehr Achtung für dich haben wird, als für so viel andere Könige, denen er seine Tochter mit so auffallender Verachtung abgeschlagen hat? Willst du dich von ihm mit derselben Beschämung heimschicken lassen?"

„Frau Mutter," erwiederte der König Saleh, „ich habe euch schon bemerklich gemacht, daß der König, mein Neffe, wider meine Absicht gehört hat, was ich meiner Schwester von der Schönheit der Prinzessin Giäuhare erzählte. Das Versehen ist nun einmal geschehen, und wir müssen jetzo nur bedenken, daß er sie leidenschaftlich liebt, und daß er vor Betrübniß und Schmerz sterben wird, wenn wir sie ihm nicht verschaffen, auf welche Weise es nun auch sei. Ich darf nichts hiebei versäumen, weil ich es bin, der, obgleich unschuldig, dieses Uebel gestiftet hat, und ich werde alles, was in meiner Macht steht, anwenden, um ein Mittel dafür zu finden. Ich hoffe, Frau Mutter, ihr werdet meinen Entschluß billigen, selber mit einem reichen Geschenke von Edelgesteinen zu dem Könige von Samandal zu gehen und um die Prinzessin, seine Tochter, für den König von Persien, euern Enkel, anzuhalten. Ich habe einiges Vertrauen, daß er sie mir nicht abschlagen, sondern es annehmlich finden wird, mit einem der mächtigsten Monarchen der Erde in Verbindung zu treten."

„Es wäre zu wünschen," entgegnete die Königin, „daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, diesen Antrag zu machen, von welchem wir keines so glücklichen Erfolges, als wir ihn wünschen, versichert sind; da es aber die Ruhe und Zufriedenheit des Königs meines Enkels, gilt, so gebe ich dazu meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, weil du die Denkungsart des Königs von Samandal kennst, sei auf deiner Hut, und sprich zu ihm mit aller ihm gebührenden Achtung und auf eine so verbindliche Weise, daß er sich nicht darüber beleidigt dünke."

Die Königin bereitete selber das Geschenk, setzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlenschnüren zusammen, und that es in ein sehr reiches und zierliches Kästchen.

Am folgenden Morgen beurlaubte sich Saleh von ihr und dem Könige von Persien, und reiste ab mit einem nicht zahlreichen Gefolge seiner Officiere und Leute. Bald erreichte er das Königreich, die Hauptstadt und den Palast des Königs von Samandal; und dieser säumte nicht, ihn vor sich zu lassen, sobald er seine Ankunft vernommen hatte. Er erhub sich, als er ihn eintreten sah, von seinem Throne; und der König Saleh, der gern auf einige Augenblicke vergessen wollte, wer er war, warf sich ihm zu Füßen, indem er ihm die Erfüllung alles dessen wünschte, was sein Herz nur begehrete.

Der König von Samandal bückte sich alsbald, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben sich hatte Platz nehmen lassen, hieß er ihn willkommen, und fragte ihn, ob er ihm in irgend etwas dienen könnte.

„Herr," antwortete der König Saleh, „wenn mein Besuch auch keinen andern Beweggrund hätte, als um einem der mächtigsten Fürsten der Welt, der sich durch seine Weisheit und Tapferkeit so glänzend auszeichnet, meine Ehrfurcht zu bezeigen, so würde dies jedoch immer nur ein schwacher Ausdruck derselben für Euer Majestät sein.

Könntet ihr aber bis auf den Grund meines Herzens schauen, so würdet ihr die große Verehrung erkennen, von welcher es für euch erfüllt ist, und das heiße Verlangen, welches ich hege, euch meine Ergebenheit zu bezeugen."

Mit diesen Worten nahm er das Käſtchen aus den Händen eines seiner Leute, öffnete es, und bat den König, indem er es ihm darbot, es freundlich anzunehmen.

„Prinz," erwiederte der König von Samandal, „ihr macht mir nicht ein so bedeutendes Geschenk, ohne ein demselben entsprechendes Gesuch an mich zu haben. Ist es etwas, das von meiner Macht abhängt, so werde ich mir ein großes Vergnügen daraus machen, es euch zu bewilligen. Redet, und saget mir frei heraus, worin ich euch dienen kann."

„Es ist wahr, Herr," fuhr der König Saleh fort, „daß ich Euer Majestät um eine Gnade anzusprechen habe, und ich würde mich wohl hüten, diese Bitte zu thun, wenn ihre Gewährung nicht in eurer Macht stünde. Ja, sie hängt so gänzlich von euch allein ab, daß ich jeden andern vergeblich darum ansprechen würde. Ich bitte euch also aufs inständigste darum, und flehe euch, sie mir nicht abzuschlagen."

„Wenn dem so ist," erwiederte der König von Samandal, „so habt ihr mir nur zu eröffnen, was es ist, und ihr sollt sehen, wie dienstfertig ich sein kann, wenn ich es vermag."

„Herr," sagte nun der König Saleh, „nach dem Vertrauen, welches Euer Majestät mir auf euer Wohlwollen zu geben geruhet, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, uns durch eine Vermählung der Prinzessin Giäuhare, eurer verehrten Tochter mit eurer Verbindung zu ehren, und dadurch das gute Einverständniß zu befestigen, welches die beiden Reiche seit so langer Zeit vereinigt."

Bei dieser Rede brach der König von Samandal in ein lautes Gelächter aus, indem er sich auf das Kissen,

woran er den Rücken lehnte, zurück sinken ließ, auf eine für den König Saleh höchst beleidigende Weise. „König Saleh," sprach er zu ihm mit verächtlichem Tone, „ich hatte mir eingebildet, ihr wäret ein Fürst von gesundem Verstande, klug und bedachtsam, aber eure Rede gibt mir zu erkennen, wie sehr ich mich getäuscht habe. Saget mir, ich bitte euch, wo hattet ihr eure Besinnung, als ihr euch ein solches Hirngespinnst in den Kopf setztet, wie das ist, wovon ihr eben zu mir geredet habt? wie hat es euch nur im Traume einfallen können, an die Vermählung mit der Prinzessin Tochter eines so großen und mächtigen Königs zu denken, als ich bin? Ihr hättet zuvor besser den großen Abstand zwischen euch und mir ermessen, und nicht in einem Augenblicke die Achtung wieder vernichten sollen, welche ich für euch hegte."

Der König Saleh ward durch eine so schimpfliche Antwort äußerst beleidigt, und er hatte viel Mühe, seinen gerechten Zorn zurückzuhalten. „Möge Gott, Herr," antwortete er mit aller möglichen Mäßigung, „Euer Majestät nach Verdienst vergelten!

Ich muß aber die Ehre haben, euch zu sagen, daß ich eure Prinzessin Tochter nicht für mich zur Ehe begehre. Wäre dies, so würde ich, weit entfernt, daß Euer Majestät oder die Prinzessin selber sich dadurch beleidigt wähnen dürfte, dem einen wie der andern viel Ehre zu erweisen glauben. Euer Majestät weiß recht wohl, daß ich einer der Meerkönige bin, wie ihr; daß die Könige, meine Ahnherren, keinem der übrigen Königsgeschlechter an Alter weichen, und daß mein von ihnen ererbtes Königreich nicht minder blühend und mächtig ist, als zu ihren Zeiten. Wenn ihr mich nicht unterbrochen hättet, so würdet ihr bald vernommen haben, daß die Gnade, warum ich euch bitte, nicht mich betrifft, sondern den jungen König von Persien, meinen Neffen, dessen Macht und Größe sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, euch nicht unbekannt sein können Alle Welt erkennt an, daß

die Prinzessin Giäuhare die schönste Jungfrau unter dem Himmel ist: aber nicht minder wahr ist, daß der junge König von Persien der wohlgebildetste und vollkommenste Prinz auf Erden und in allen Reichen des Meeres ist: darüber sind die Stimmen durchaus nicht getheilt. Da also mein Antrag nur zum großen Ruhme Euer Majestät und der Prinzessin Giäuhare gereichen kann, so dürft ihr nicht zweifeln, daß eure Einwilligung in eine so angemessene Verbindung allgemeiner Beifall begleiten werde. Die Prinzessin ist des Königs von Persien würdig, und der König von Persien ist nicht minder ihrer würdig: es gibt keinen König, noch Fürsten auf der Welt, welcher ihm solches streitig machen könnte."

Der König von Samandal würde dem König Saleh nicht Muße gegeben haben, so lange zu reden, wenn die Wuth, worin er dadurch versetzt wurde, es ihm verstattet hätte. Er saß noch eine Weile, nachdem Saleh schon geendigt hatte, ohne ein Wort hervorzubringen, so sehr war er außer sich selber. Endlich brach er in wilde und eines so großen Königs unwürdige Schimpfreden aus. „Du Hund," schrie er, „du wagst es, diese Rede gegen mich zu führen und den Namen meiner Tochter vor mir auch nur auszusprechen? Wer bist du denn? Wer war dein Vater? Wer ist deine Schwester, und wer ist dein Neffe? War sein Vater nicht ein Hund, und eines Hundes Sohn, wie du? Man ergreife den Unverschämten und haue ihm den Kopf ab."

Die kleine Anzahl von Officieren, die um den König von Samandal waren, setzten sich in Bereitschaft, zu gehorchen; aber da der König Saleh in voller Kraft seines Alters, rasch und gewandt war, so entkam er, bevor sie die Säbel gezogen hatten, und gewann die Thüre des Palastes, wo er tausend wohlbewaffnete und berittene Mann seiner Verwandten und seines Hauses fand, die so eben angekommen waren.

Die Königin, seine Mutter, hatte bedacht, daß er nur

so wenig Leute mit sich genommen hätte, und da ihr der üble Empfang ahnte, welchen der König von Samandal ihm bereiten könnte, so hatte sie diese Schaar gesendet und ihr die größte Eile empfohlen. Diejenigen seiner Verwandten, die an der Spitze standen, waren sehr froh, noch zur rechten Zeit angelangt zu sein, als sie ihn so mit seinen Leuten in großer Verwirrung herauskommen und verfolgt sahen.

„Herr," riefen sie, sobald er bei ihnen war, „was gibt es? Wir sind bereit, euch zu rächen: ihr dürft nur befehlen!"

Der König Saleh erzählte ihnen in wenig Worten den Vorgang, stellte sich an die Spitze einer starken Schaar, während die übrigen an der Thüre blieben, deren sie sich bemächtigten, und kehrte auf der Stelle wieder um. Da die wenigen Officiere und Wachen, die ihn verfolgt, sich zerstreut hatten, trat er wieder in das Zimmer des Königs von Samandal, der alsbald von den Seinen verlassen, und nun festgenommen wurde. Der König Saleh ließ Mannschaft genug bei ihm, um sich seiner Person zu versichern, und ging von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzessin Giäuhare zu suchen.

Aber gleich auf den ersten Lärm hatte sich diese Prinzessin mit den Frauen, die um sie waren, auf die Oberfläche des Meeres emporgeschwungen, und sich auf eine wüste Insel geflüchtet.

Während diese Dinge im Palaste des Königs von Samandal vorgingen, setzten diejenigen von des Königs Saleh Gefolge, welche gleich bei den ersten Drohungen die Flucht ergriffen hatten, die Königin Mutter in große Unruhe, indem sie ihr die Gefahr verkündigten, in welcher sie ihn verlassen hatten.

Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft gegenwärtig war, wurde um so mehr dadurch beunruhigt, da er sich als die erste Ursache alles des Uebels ansah, welches daraus entstehen konnte. Er hatte nicht Muth

genug, den Anblick der Königin, seiner Großmutter zu ertragen, weil er den König Saleh seinetwegen in so großer Gefahr wußte. Während er sie beschäftigt sah, die Befehle zu ertheilen, welche sie unter diesen Umständen für nöthig erachtete, schwang er sich aus der Tiefe des Meeres empor; und da er nicht wußte, auf welchem Wege er nach dem Königreiche Persien heimkehren sollte, so flüchtete er sich auf dieselbe Insel, auf welche die Prinzessin Giäuhare sich gerettet hatte.

Ganz außer sich, setzte er sich am Fuße eines großen Baumes nieder, welcher von mehreren kleinen umgeben war. Indem er sich hier wieder sammelte, hörte er sprechen: er horchte sogleich hin; weil er aber ein wenig zu entfernt war, um etwas von dem zu verstehen, was gesprochen wurde, so stand er auf und näherte sich ohne Geräusch dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von welcher er geblendet wurde.

„Ohne Zweifel," sagte er bei sich selber, indem er stille stand, und sie mit Bewunderung betrachtete, „ist dies die Prinzessin Giäuhare, welche vielleicht der Schreck gezwungen hat, den Palast des Königs, ihres Vaters, zu verlassen; und wenn sie es nicht ist, so verdient diese doch nicht minder, daß ich sie von ganzem Herzen liebe."

Er weilte nicht länger, sondern trat hervor, und indem er sich der Prinzessin mit vieler Ehrehrbietung näherte, sprach er zu ihr: „Edles Fräulein, ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gunst, welche er mir heute erzeigt, indem er meinen Augen das Schönste darbietet, auf welches er niederblickt.

Es könnte mir kein größeres Glück begegnen, als die Gelegenheit, euch meine Dienste darzubieten. Ich bitte euch, edles Fräulein, sie anzunehmen: eine Person, wie ihr, befände sich nicht in dieser Einöde, wenn sie keiner Hülfe bedürfte."

„Es ist wahr, mein Herr," antwortete die Prinzes-

sin Giäuhare mit trauriger Miene, „daß es sehr ungewöhnlich für eine Frau meines Standes ist, sich in einer solchen Lage zu befinden. Ich bin eine Prinzessin, Tochter des Königs von Samandal, und nenne mich Giäuhare. Ich saß ruhig in meiner Wohnung, als ich plötzlich einen erschrecklichen Lärm hörte. Man kam, mir zu verkündigen, daß der König Saleh, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Palast gestürmt und sich meines Vaters bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von seiner Wache, welche ihm Widerstand geleistet, niedergemacht hätte. Ich hatte nur noch so viel Zeit, zu entfliehen und hier einen Zufluchtsort vor seiner Gewaltthätigkeit zu suchen."

Bei der Erzählung der Prinzessin gerieth der König Beder in Verwirrung, daß er die Königin, seine Großmutter, so voreilig verlassen hatte, ohne über die gebrachte Nachricht nähere Aufklärung abzuwarten. Er freute sich aber, daß der König, sein Oheim, sich der Person des Königs von Samandal bemeistert hatte: denn er zweifelte nicht, daß dieser ihm nun für seine Freiheit die Prinzessin bewilligen würde.

„Anbetungswürdige Prinzessin," erwiederte er, „euer Schmerz ist sehr gerecht; aber es ist leicht, ihn, zugleich mit der Gefangenschaft eures Vaters, zu heben. Ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr erfahret, daß ich mich Beder nenne, König von Persien bin, und der König Saleh mein Oheim ist. Ich kann euch wohl versichern, daß dieser keineswegs die Absicht hat, sich der Staaten eures Vaters zu bemächtigen. Er hat keinen andern Zweck als mir das Glück zu verschaffen, daß ich sein Eidam werde, indem ich euch aus seiner Hand zur Gemahlin empfange. Ich hatte schon auf die Schilderung von eurer Schönheit und euren Reizen, euch mein Herz gewidmet. Weit entfernt, daß es mich gereue, bitte ich euch nun, es anzunehmen und überzeugt zu sein, daß es immer für euch brennen wird. Ich wage zu hoffen, ihr werdet es nicht ausschlagen, sondern bedenken, daß ein König, der sein

Reich einzig deshalb verlassen hat, um es euch darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdiene. Erlaubet also, schönste Prinzessin, daß ich die Ehre habe, euch meinem Oheime vorzustellen. Der König, euer Vater, wird nicht sobald seine Einwilligung zu unserer Vermählung gegeben haben, als er ihn wieder seine Staaten beherrschen lassen wird, wie zuvor."

Die Erklärnng des Königes Beder brachte nicht die Wirkung hervor, welche er davon erwartet hatte. Als die Prinzessin ihn erblickte, hatte er ihr bei seiner guten Miene, seiner Bildung, und dem edlen Anstande, womit er sich ihr nahte, anfangs nicht mißfallen. Aber sobald sie von ihm selber vernommen, daß er die Ursache der üblen Behandlung wäre, welche ihr Vater jetzt eben erfahren hatte, so ließ sie ihr Schmerz darüber, und die Furcht, welche sie gezwungen hatte die Flucht zu ergreifen, ihn als einen Feind betrachten, mit welchem sie keine Gemeinschaft haben dürfte. Ueberdies, wie geneigt sie selber auch sein mochte, in die von ihm gewünschte Vermählung zu willigen, so erkannte sie doch wohl, daß ihr Vater diese Verbindung unter andern auch aus dem Grunde verwürfe weil der König Beder von einem Landkönig abstammte, und war entschlossen, sich in diesem Stücke gänzlich seinem Willen zu unterwerfen. Gleichwohl wollte sie nichts von ihrem Unmuthe merken lassen; sie sann nur auf ein Mittel, sich geschickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien; und indem sie sich stellte, als ob sie ihn mit Vergnügen ansähe, sprach sie zu ihm mit aller möglichen Höflichkeit:

„Herr, ihr seid also ein Sohn der durch ihre außerordentliche Schönheit so berühmten Königin Gülnare? Ich freue mich sehr, in euch einen ihrer so würdigen Prinzen zu sehen. Der König, mein Vater, hat sehr Unrecht, sich so heftig unserer gegenseitigen Verbindung zu widersetzen. Sobald er euch aber nur sieht, wird er nicht

länger anstehen, uns beide glücklich zu machen." Indem sie diese Worte sagte, reichte sie ihm die Hand.

Der König Beder wähnte sich schon auf dem Gipfel seines Glücks; er streckte seine Hand aus, faßte die Hand der Prinzessin, und bückte sich, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

Die Prinzessin ließ ihm aber nicht Zeit dazu. „Verwegener," sprach sie zu ihm, indem sie ihn zurückstieß und ihm ins Gesicht spie, weil sie kein Wasser bei der Hand hatte, „verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt eines weißen Vogels an, mit rothem Schnabel und rothen Füßen!"

Zweihundert und siebzigste Nacht.

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatte, verwandelte sich der König Beder, mit eben so viel Verdruß als Erstauenen in einen Vogel von dieser Gestalt. „Nimm ihn," sagte sie sogleich zu einer ihrer Frauen, „und trag ihn auf das Dürre Eiland."

Diese Insel war nichts als ein scheuslicher Fels, wo es keinen Tropfen Wasser gab.

Die Frau nahm den Vogel, und indem sie den Befehl der Prinzessin Giäuhare vollzog, hatte sie jedoch Mitleid mit dem Schicksale des Königs Beder. „Es wäre doch Schade," sprach sie bei sich selber, „daß ein des Lebens so würdiger Prinz vor Hunger und Durst verschmachten sollte. Die Prinzessin, sonst so gut und sanft, bereuet vielleicht noch selber einen so grausamen Befehl, wenn sich ihr heftiger Zorn gelegt hat; es ist besser, daß ich ihn nach einem Orte trage, wo er vergnügter sterben kann."

Sie trug ihn also auf eine wohlbevölkerte Insel, und ließ ihn auf einem sehr angenehmen Gefilde, das mit Fruchtbäumen aller Art besetzt und von mehreren Bächen bewässert war. —

Aber kehren wir jetzo wieder zum Könige Saleh zurück.

Nachdem er selber die Prinzessin Giäuhare gesucht, und sie überall im Palaste hatte suchen lassen, ohne sie zu finden, ließ er den König von Samandal in seinem eigenen Palast, unter guter Bewachung, einsperren; und als er die nöthigen Befehle zur Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit ertheilt hatte, begab er sich zu der Königin, seiner Mutter, um ihr von dem Erfolg seiner Unternehmung Bericht abzustatten.

Er fragte gleich bei seiner Ankunft nach seinem Neffen, und vernahm mit großer Verwunderung und Verdruß, daß er verschwunden war. „Man brachte uns die Nachricht," sagte ihm die Königin, „von der großen Gefahr, in welcher du im Palaste des Königs von Samandal schwebtest, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfe zu senden, oder dich zu rächen, verschwand er. Er muß über die Nachricht von deiner Gefahr erschrocken sein, nnd sich bei uns nicht mehr sicher geglaubt haben."

Diese Neuigkeit betrübte sehr den König Saleh, der nun die zu große Willfährigkeit bereuete, mit welcher er dem Verlangen des jungen Königs nachgegeben hatte, ohne zuvor mit der Königin Gülnare deshalb zu sprechen. Er sandte auf allen Seiten nach ihm aus, aber welche Mühe er sich auch gab, er bekam keine Kunde von ihm; und anstatt der Freude, daß er eine Heirath, die er als sein Werk ansah, schon so weit gefördert hatte, war das Leid über diesen unvermutheten Unfall um so kränkender. In Erwartung guter oder schlimmer Nachrichten von seinem Neffen, ließ er sein Königreich unter der Verwaltung seiner Mutter, und ging hin und regierte das Reich des Königs von Samandal, welchen er fortwährend mit großer Vorsicht, obwohl mit allen seinem Range gebührenden Rücksichten, bewachen ließ.

Denselben Tag, wo der König Saleh nach dem Kö-

nigreiche Samandal zurückgekehrt war, kam die Königin Gülnare, Mutter des Königs Beder, zu der Königin, ihrer Mutter. Sie hatte sich nicht gewundert, den König, ihren Sohn, am Tage seiner Abreise nicht zurückkommen zu sehen. Sie hatte sich eingebildet, daß die Hitze der Jagd, wie ihm das schon einigemal begegnet war, ihn weiter geführt, als er sich vorgesetzt hatte. Als sie ihn aber am andern Morgen und auch den folgenden Tag nicht zurückkommen sah, so gerieth sie darüber in eine Unruhe, welche man leicht nach ihrer Zärtlichkeit für ihn ermessen konnte. Diese Unruhe ward noch viel größer, als sie von den Officieren, die ihn begleitet hatten und genöthigt waren, heim zu kommen, nachdem sie ihn und Saleh lange vergeblich gesucht hatten, vernahm, daß Beiden etwas Widriges begegnet, oder sie beisammen an irgend einem Orte sein müßten, welchen sie nicht erforschen könnten; daß sie wohl ihre Pferde gefunden, aber von ihnen selber keine Kunde erlangen könnten, wie viele Mühe sie sich auch deshalb gegeben hätten.

Auf diesen Bericht hatte die Königin Gülnare beschlossen, sich zu verstellen und ihre Betrübniß zu verbergen, und den Boten aufgetragen, sogleich wieder umzukehren und neue Nachsuchungen anzustellen. Während dieser Zeit hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und, nachdem sie ihren Frauen gesagt, daß sie allein sein wollte, sich ins Meer gestürzt, um sich über ihren Verdacht aufzuklären, daß wohl der König Saleh den König von Persien mit sich geführet haben könnte.

Diese große Königin wäre von der Königin, ihrer Mutter, mit großem Vergnügen empfangen worden, wenn diese nicht sogleich bei ihrem Anblicke den Beweggrund ihres Kommens gemerkt hätte. „Meine Tochter," sprach sie zu ihr, „du kömmst nicht, mich zu besuchen, ich sehe es wohl, sondern du kömmst um dich bei mir nach deinem Sohne zu erkundigen. Aber was ich dir davon zu sagen weiß, kann nur deine Betrübniß noch ver=

mehren, sowohl wie die meinige. Ich hatte eine große Freude, ihn mit seinem Oheime herkommen zu sehen; aber ich hatte nicht sobald vernommen, daß er, ohne dir etwas zu sagen, abgereiset wäre, als ich den Kummer theilte, welchen du darüber empfinden mußtest."

Sie erzählte ihr hierauf, mit welchem Eifer der König Saleh selber hingegangen wäre, um die Prinzessin Giäuhare zu werben, und was darauf erfolgt, bis zu dem Augenblicke, wo der König Beder verschwunden war.

„Ich habe Leute nach ihm ausgeschickt," fügte sie hinzu, „und der König, mein Sohn, welcher so eben abgereist ist, um das Königreich Samandal zu regieren, hat seinerseits auch alle Mühe angewendet; alles ist bis jetzo vergeblich gewesen, aber wir müssen hoffen, daß wir ihn wiedersehen werden, wenn wir es am wenigsten vermuthen."

Die trostlose Gülnare beruhigte sich nicht sogleich bei dieser Hoffnung; sie hielt ihren lieben Sohn für verloren, und weinte bitterlich, indem sie alle Schuld auf ihren Bruder schob.

Die Königin, ihre Mutter, gab ihr zu bedenken, daß sie sich einigen Zwang anthun müßte, um nicht ihrem Schmerze zu erliegen. „Es ist wahr," sprach sie zu ihr, „der König, dein Bruder, hätte nicht so unvorsichtig von dieser Heirath mit dir reden, noch darein willigen sollen, den König, meinen Enkel, mitzunehmen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es aber keineswegs gewiß ist, daß der König von Persien umgekommen, so darfst du nichts verabsäumen, ihm sein Königreich zu erhalten. Verlier' also keine Zeit, sondern kehre nach deiner Hauptstadt zurück. Deine Gegenwart ist dort nothwendig, und es wird dir nicht schwer fallen, alles in dem friedlichen Stande zu erhalten, worin es sich befindet, indem du bekannt machen läßt, daß es dem Könige von Persien gefallen hat, uns zu besuchen."

Es bedurfte nicht weniger, als eines so starken Antriebes, wie dieser war, um die Königin Gülnare zur

Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie nahm Abschied von der Königin, ihrer Mutter, und war schon wieder im Palaste der Hauptstadt von Persien, bevor man ihre Abwesenheit bemerkt hatte.

Sie fertigte sogleich Boten ab, um die Leute, welche sie zur Aufsuchung ihres Sohnes ausgeschickt hatte, zurück zu rufen, und ihnen zu sagen, sie wüßte schon, wo er wäre, und man würde ihn bald wiedersehen. Sie ließ das Gerücht davon auch durch die ganze Stadt verbreiten und führte unterdessen die Regierung mit dem ersten Minister und dem Staatsrathe eben so ruhig, als wenn der König Beder gegenwärtig gewesen wäre.

Um nun auf den König Beder zurück zu kommen, welchen eine Frau der Prinzessin Giäuhare auf die Insel getragen und dort gelassen hatte, wie ich gesagt habe, so war dieser Fürst in großer Bestürzung, als er sich allein und in der Gestalt eines Vogels sah. Er fühlte sich in diesem Zustande um so unglücklicher, als er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Weltgegend das Königreich Persien lag. Und wenn er dies auch gewußt und seinen Flügeln Stärke genug zugetraut hätte, sich über so viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er anders damit gewonnen, als dieselbe Mühe und dieselbe Schwierigkeit, wie hier, nämlich, auch nur für einen Menschen erkannt zu werden, geschweige für den König von Persien? Er war also gezwungen, zu bleiben, wo er war, von der Nahrung der Vögel seiner Gattung zu leben und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf etlicher Tage kam ein Bauer, der sehr geschickt im Vogelstellen war, in die Gegend seines Aufenthaltes, und hatte eine große Freude, als er einen so schönen Vogel erblickte, von einer ihm noch unbekannten Gattung, obwohl er schon lange Jahre den Vogelfang trieb. Er wandte alle ihm mögliche Geschicklichkeit an, und stellte seine Netze so gut, daß er den Vogel fing. Erfreut über einen so guten Fang, welcher seiner Schätzung

nach, der Seltenheit wegen, ihm mehr einbringen mußte, als viele andere Vögel zusammen, wie er sie gewöhnlich fing, setzte er ihn in einen Käfig, und trug ihn nach der Stadt.

Sobald er damit auf den Markt kam, hielt ein Bürger ihn an, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel zu machen gedächte, wenn er ihn gekauft hätte.

„Guter Freund,“ erwiederte der Bürger, „was meinst du, daß ich sonst mit ihm thun soll, als ihn braten lassen, um ihn zu essen.“

„Demnach,“ versetzte der Bauer, „gedächtet ihr ihn wohl gut bezahlt zu haben, wenn ihr mir die kleinste Silbermünze für ihn gäbet. Ich halte ihn weit höher, und es wäre nicht euer Handel, mir ein Goldstück dafür zu geben. Ich bin doch schon alt, aber so lange ich denken kann, habe ich noch nie seinesgleichen gesehen. Ich will dem König ein Geschenk damit machen: er wird sich besser auf den Werth desselben verstehen, als ihr.“

Anstatt auf dem Markte sich aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palaste, und blieb vor der Wohnung des Königs stehen. Der König stand an einem Fenster, wo er alles sah, was auf dem Platze vorging. Als er den schönen Vogel erblickte, sandte er einen Befehlshaber der Verschnittenen hin, mit dem Auftrage, ihm denselben zu kaufen.

Der Verschnittene kam zu dem Bauern, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte. „Wenn es für Seine Majestät ist,“ antwortete der Bauer, „so bitte ich sie, zu genehmigen, daß ich ihr ein Geschenk damit mache, und ersuche euch, ihn hinzutragen.“

Der Verschnittene trug den Vogel zu dem Könige, und der König fand ihn so sonderbar, daß er dem Verschnittenen befahl, dem Bauern zehn Goldstücke hinzuge-

ben; mit welchen dieser sehr vergnügt nach Hause ging. Hierauf setzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig, und gab ihm Körner und Wasser in kostbaren Gefäßen.

Der König, der gerade im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, um auf die Jagd zu reiten, so daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ ihn sich gleich bei seiner Heimkunft bringen.

Der Verschnittene brachte den Käfig: und um ihn besser zu betrachten, öffnete der König selber die Thüre, und nahm den Vogel auf seine Hand. Indem er ihn mit großer Verwunderung ansah, fragte er den Verschnittenen, ob er gefressen hätte. „Herr,“ antwortete dieser, „Euer Majestät kann sehen, daß sein Futtergefäß noch voll ist, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat.“ Der König befahl, ihm Futter verschiedener Art zu geben, damit er sich aussuchen könnte, was ihm schmeckete.

Da der Tisch schon gedeckt war, so wurde aufgetragen, während der König diese Vorschrift ertheilte. Sobald die Schüsseln aufgesetzt waren, schlug der Vogel mit den Flügeln, entschlüpfte der Hand des Königs, flog auf den Tisch, und begann das Brot und die Speisen anzupicken, bald die eine, bald die andere Schüssel.

Der König war so erstaunt hierüber, daß er den Befehlshaber der Verschnittenen zu der Königin schickte, damit sie dieses Wunder zu schauen käme. Der Verschnittene erzählte der Königin mit wenigen Worten die Sache, und die Königin kam sogleich. Aber sobald sie den Vogel erblickte, bedeckte sie ihr Antlitz mit dem Schleier, und wollte wieder weggehen. Der König, über diese Handlung um so mehr verwundert, als nur Verschnittene und die Frauen ihres Gefolges im Zimmer waren, fragte sie, warum sie sich so gebehrdete.

„Herr,“ antwortete die Königin, „Euer Majestät wird nicht verwundert darüber sein, wenn ihr vernehmet, daß dieser Vogel nicht ein Vogel ist, wie ihr euch einbildet, sondern ein Mann.“

„Herrin," erwiederte der König, noch erstaunter als zuvor, „ihr wollt ohne Zweifel euern Scherz mit mir treiben; ihr werdet mich nimmer überreden, daß dieser Vogel ein Mann ist."

„Herr, Gott verhüte, daß ich mit Euer Majestät Scherz treibe! Nichts ist wahrhafter, als was ich die Ehre habe euch zu sagen: und ich versichere euch, es ist der König von Persien, Namens Beder, Sohn der berühmten Gülnare, der Prinzessin eines der größten Königreiche des Meeres, und Enkel der Königin Farasche[7]), der Mutter Gülnare's und Saleh's; und es ist die Prinzessin Giäuhare, Tochter des Königs von Samandal, welche ihn so verwandelt hat."

Kurz, damit der König nicht mehr daran zweifeln konnte, so erzählte sie ihm, wie und warum die Prinzessin Giäuhare also die üble Behandlung gerächt hatte, welche ihrem Vater, dem Könige von Samandal, von dem Könige Saleh widerfahren war.

Der König glaubte um so leichter alles, was die Königin ihm von dieser Geschichte erzählte, da er sie als eine der zauberkundigsten Frauen kannte, die es jemals auf der Welt gab, und da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, so daß er durch ihre Vermittelung von den bösen Absichten seiner Nachbarkönige gegen ihn alsbald unterrichtet war, und ihnen zuvorkam. Er hatte Mitleid mit dem Könige von Persien, und bat die Königin inständig, die Bezauberung aufzulösen, welche ihn in dieser Gestalt festhielt.

Die Königin bewilligte es mit vielem Vergnügen. „Herr," sagte sie zu dem Könige, „Euer Majestät geruhe, mit dem Vogel in ihr Gemach zu treten, und ich will euch in wenigen Augenblicken einen König sehen lassen, welcher der Achtung würdig ist, welche ihr für ihn hegt."

Der Vogel, welcher aufgehört hatte zu essen, um auf die Unterredung des Königs und der Königin zu merken, machte dem Könige nicht die Mühe, ihn erst zu fangen;

er flog voran in das Gemach, und die Königin kam bald darnach hinein, mit einem Gefäße voll Wassers in der Hand. Sie sprach über das Gefäß einige, dem König unverständliche Worte, bis das Wasser anfing zu sieden; sogleich nahm sie etwas davon in die Hand, bespritzte damit den Vogel, indem sie sprach:

„Durch die Kraft der heiligen und geheimnißvollen Worte, welche ich so eben ausgesprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erden, welcher die Todten auferweckt und das Weltall in seinem Stande erhält, verlaß diese Vogelgestalt, und nimm die Gestalt wieder an, welche du von deinem Schöpfer empfangen hast."

Kaum hatte die Königin diese Worte ausgesprochen, als der König, anstatt des Vogels, einen jungen, schön gewachsenen Prinzen erscheinen sah, dessen edler Anstand und herrliche Miene ihn bezauberte.

Der König Beder warf sich sogleich auf die Knie und dankte Gott für die erzeigte Gnade. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufstand, die Hand des Königs und küßte sie, um ihm seine innige Erkenntlichkeit auszudrücken. Aber der König umarmte ihn mit großer Freude, und bezeugte ihm, wie viel Vergnügen es ihm machte, ihn zu sehen. Beder wollte auch der Königin danken, aber sie hatte sich schon in ihr Gemach zurückgezogen.

Der König setzte sich mit ihm zu Tische, und nach der Mahlzeit bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzessin Giäuhare so unmenschlich hätte sein können, einen so liebenswürdigen Prinzen, wie er wäre, in einen Vogel zu verwandeln; und der König von Persien befriedigte sogleich seine Neugier.

Als er geendigt hatte, konnte der König, voll Unwillens über das Verfahren der Prinzessin, sich nicht enthalten, sie zu tadeln. „Es war löblich von der Prinzessin von Samandal," sprach er, „daß sie bei der Behandlung ihres Vaters nicht gleichgültig blieb; daß sie aber die

Rache so weit trieb, gegen einen Prinzen, der daran unschuldig war, das ist etwas, das sie nimmer verantworten kann. Aber lassen wir dies jetzo beiseite, und saget mir, worin ich euch sonst noch dienen kann."

„Herr," antwortete der König Beder, „meine Verpflichtung gegen Euer Majestät ist so groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei euch bleiben müßte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen; da ihr aber eurer Großmuth keine Schranken setzet, so bitte ich euch, mir gütigst eins eurer Schiffe zu bewilligen, um mich nach Persien zurückzuführen, wo ich fürchten muß, daß meine nur schon zu lange Abwesenheit Verwirrung angerichtet hat, und wohl gar die Königin, meine Mutter, der ich meine Abreise verborgen habe, in der Ungewißheit über mein Schicksal, vor Schmerz gestorben sein mag."

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt seine Bitte, und ohne Aufschub gab er Befehl zur Ausrüstung eines der stärksten Schiffe und der schnellsten Segler von seiner zahlreichen Flotte.

Das Schiff wurde alsbald mit allem Nöthigen versehen, mit Matrosen, Soldaten, Lebensmitteln und Kriegsvorrath; und sobald der Wind günstig war, schiffte sich Beder darauf ein, nachdem er vom König Abschied genommen, und ihm für alle die Wohlthaten gedankt hatte, welche er ihm schuldig war.

Das Schiff ging unter Segel, in welche der Wind blies und es bald auf seiner Fahrt beträchtlich vorwärts trieb. Am eilften Tage ward er etwas widrig; er nahm zu, und ward zuletzt so heftig, daß er zum wüthenden Sturm anwuchs. Das Schiff kam nicht allein von seinem Wege ab, sondern es wurde auch so stark hin- und und hergeworfen, daß alle seine Masten zerbrachen, und es so, ein Spiel der Wellen, auf eine Klippe stieß und scheiterte.

Der größte Theil der Mannschaft ertrank sogleich; einige vertrauten der Kraft ihrer Arme, um sich durch

Schwimmen zu retten, und andere hielten sich an ein Stück Holz oder an ein Brett.

Beder war unter diesen letzten, und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgerissen, war er in großer Ungewißheit über sein Schicksal; endlich gewahrte er, daß er dem Lande nahe war, und unweit einer ansehnlich erscheinenden Stadt. Er wandte alle ihm übrige Kraft an, das Land zu erreichen, und kam endlich so nahe ans Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Sogleich ließ er das Stück Holz fahren, welches ihm so große Hülfe gewährt hatte.

Aber indem er aus dem Wasser vorschritt, das Trokkene zu erreichen, war er sehr verwundert, als er von allen Seiten Pferde, Kameele, Maulesel, Esel, Ochsen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer standen, herbeilaufen sah, um ihn zu hindern, dasselbe zu betreten. Er hatte alle Mühe von der Welt, ihre Abwehr zu überwinden, und sich einen Weg durch sie hin zu bahnen. Als er endlich zum Ziele kam, setzte er sich auf einen Felsen in Sicherheit, bis er sich etwas erholt und seine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als er hierauf weiter in die Stadt gehen wollte, fand er abermals dieselbe Schwierigkeit mit denselben Thieren, als wenn sie ihn von seinem Vorhaben abermals abwendig machen und ihm zu verstehen geben wollten, daß Gefahr für ihn dabei wäre.

Der König Beder trat in die Stadt, und sah hier viel schöne und breite Straßen, aber zu seiner großen Verwunderung begegnete er keinem einzigen Menschen. Diese große Einsamkeit ließ ihn ahnen, daß die vielen Thiere nicht ohne Grund alles Mögliche gethan hätten, um ihn von dem Eintritte in die Stadt abzuhalten. Gleichwohl schritt er weiter, und bemerkte mehrere offene Läden, welche ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht so unbewohnt war, als er gedacht hatte. Er näherte sich einem dieser Läden, wo verschiedene Arten Früchte auf sehr

einladende Weise zum Verkauf ausgestellt waren, und grüßte den Greis, der darin saß.

Zweihundert und ein und siebzigste Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beschäftigt war, hub den Kopf auf; und als er einen jungen Mann von edlem und stattlichem Ansehen erblickte, fragte er ihn mit einem Ausdrucke großer Verwunderung, wo er herkäme, und was für eine Angelegenheit ihn herführete.

Der König Beder befriedigte in wenig Worten seine Neugier, und der Greis fragte ihn weiter, ob er auf seinem Wege niemand begegnet wäre.

„Ihr seid der erste, den ich hier gesehen habe," antwortete der König, „und ich begreife nicht, wie eine so schöne und ansehnliche Stadt so öde sein kann, wie sie ist."

„Kommet herein, und bleibet nicht länger vor der Thüre," versetzte der Greis; „es möchte euch sonst etwas Uebles begegnen. Ich will nachher eure Neugier befriedigen, und euch die Ursache sagen, warum diese Vorsicht nöthig ist."

Der König Beder ließ es sich nicht zweimal sagen: er trat herein, und setzte sich neben den Greis. Weil dieser aber aus der Erzählung seines Mißgeschicks vernommen hatte, daß er Nahrung bedurfte, so reichte er ihm zuvörderst etwas, um seine Kräfte wieder zu stärken; und obwohl der König Beder ihn um die Mittheilung der Ursache bat, warum er die Vorsicht gebrauchte, ihn herein treten zu lassen, so wollte er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er sich satt gegessen hatte. Er fürchtete nämlich, daß die schlimme Neuigkeit, welche er ihm zu sagen hatte, ihn am ruhigen Essen hindern möchte. Jetzt, als er sah, daß er seine Mahlzeit vollendet hatte, sprach er zu ihm:

„Ihr möget Gott danken, daß ihr ohne einen Unfall bis zu mir gekommen seid."

„Nun, wie so?" fragte der König Beder, beunruhigt und erschrocken.

„Ihr müßt wissen," fuhr der Greis fort, „daß diese Stadt die Zauberstadt heißt, und nicht von einem Könige, sondern von einer Königin beherrscht wird. Diese Königin, welche die schönste aller Weiber, ist auch eine Zauberin, aber die berüchtigste und gefährlichste, die man kennt. Ihr werdet davon überzeugt sein, wenn ihr erfahret, daß alle die Pferde, Maulesel und andere Thiere, die ihr gesehen habt, sämmtlich Menschen sind, wie ihr und ich, welche sie durch ihre höllischen Künste so verwandelt hat. Alle wohlgebildete junge Leute, wie ihr, welche in die Stadt kommen, werden von ihren dazu ausgestellten Sklaven angehalten, und mit Güte oder mit Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt sie aufs freundlichste, sie liebkoset ihnen, bewirthet sie, und herberget sie prächtig, kurz, gibt ihnen so viel Gelegenheit, um sie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne Mühe gelingt: aber sie läßt sie nicht lange dieses vermeinten Glückes genießen: da ist keiner, den sie nicht, nach Verlauf von vierzig Tagen, in irgend ein vierfüßiges Thier oder in einen Vogel, wie sie es für gut findet, verwandelt hätte. Ihr habt mir von den vielen Thieren erzählt, welche euch verhindern wollten, ans Land zu kommen und in die Stadt zu gehen: das waren sie; und weil sie euch auf keine andere Weise die Gefahr zu erkennen geben konnten, welcher ihr euch aussetztet, so thaten sie, was in ihrem Vermögen stand, um euch davon abzuhalten."

Diese Rede bekümmerte den jungen König von Persien gar sehr. „Ach," rief er aus, „welchen Unfällen bin ich durch mein Mißgeschick preisgegeben! Kaum bin ich von einer Bezauberung, die mich noch mit Grauen erfüllt, befreit, so sehe ich mich schon wieder einer anderen, noch schrecklicheren ausgesetzt."

Dies gab ihm Anlaß, dem Greise umständlicher seine Geschichte zu erzählen, von seiner Geburt, seinem Stande, seiner Liebe zu der Prinzessin von Samandal, und von ihrer Grausamkeit, so daß sie ihn in einen Vogel verwandelt, in dem Augenblicke, wo er sie eben erst gesehen und ihr seine Liebe erklärt hatte.

Als der König seine Erzählung geendigt hatte, bezeigte er seine Furcht, in ein noch größeres Unglück zu gerathen. Der Greis suchte ihn zu beruhigen und sprach: „So wahr es ist, was ich euch von der Zauberkönigin und ihrer Bosheit gesagt habe, so darf es euch jedoch nicht in die Unruhe versetzen, welche ihr zu fühlen scheint. Ich bin in der großen Stadt beliebt; selbst der Königin bin ich nicht unbekannt, und ich darf wohl sagen, daß sie viel auf mich hält. Es ist also ein großes Glück für euch, daß euer guter Stern euch eher zu mir, als zu irgend einem andern geführt hat. Ihr seid in Sicherheit in meinem Hause, wo ich euch zu bleiben rathe, wenn es euch so gefällt. Sofern ihr euch nicht daraus entfernet, verbürge ich euch, daß euch nichts begegnen soll, was euch Anlaß geben könnte, euch über meine Unredlichkeit zu beklagen. Also dürft ihr euch sonst in keiner Rücksicht Zwang anthun."

Zweihundert und zwei und siebzigste Nacht.

Der König Beder dankte dem Greise für die Gastfreundschaft und den Schutz, welchen er ihm so gutherzig gewährte. Er setzte sich an den Eingang des Ladens; und kaum erschien er hier, als seine Jugend und sein schönes Ansehen die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog. Mehrere blieben sogar stehen, und wünschten dem Alten Glück, daß er einen so wohlgebildeten Sklaven, wofür sie ihn hielten, erworben hatte; und sie schienen um so mehr darüber verwundert, als sie nicht begrei-

sen konnten, wie ein so schöner junger Mann den Nachstellungen der Königin hatte entgehen können.

„Wähnet nicht, daß es ein Sklave ist," sagte der Alte zu ihnen; „ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen Sklaven von solcher Schönheit zu haben. Es ist mein Neffe, der Sohn meines verstorbenen Bruders; und da ich kinderlos bin, so habe ich ihn kommen lassen, um mir Gesellschaft zu leisten."

Alle erfreuten sich mit ihm über die Zufriedenheit, welche dessen Ankunft ihm gewähren müßte; aber zugleich konnten sie sich nicht enthalten, ihm ihre Furcht zu äußern, daß die Königin ihm denselben entführen möchte.

„Ihr kennet sie," sagten sie zu ihm, „und euch kann, nach so vielen Beispielen davon, die Gefahr nicht verborgen sein, welcher ihr ausgesetzt seid. Wie groß würde euer Schmerz sein, wenn sie ihn dieselbe Behandlung erfahren ließe, wie so viele andere, die wir kennen!"

„Ich bin euch sehr verbunden," erwiederte der Greis, „für die herzliche Freundschaft, welche ihr mir bezeuget, und für die Theilnahme an meinen Angelegenheiten; ich danke euch dafür mit aller möglichen Erkenntlichkeit. Aber ich darf nicht fürchten, daß die Königin mir das geringste Leid anthun werde, nachdem sie mir immerdar so viel Güte erzeigt hat. Falls sie etwas davon vernimmt und mit mir davon redet, so hoffe ich, wird sie doch nicht weiter daran denken, sobald ich ihr sage, daß er mein Neffe ist."

Der Greis freute sich über die Lobsprüche, welche man dem jungen Könige von Persien ertheilte; er nahm solchen Theil daran, als wenn er wirklich sein eigener Sohn gewesen wäre; er faßte zu ihm eine herzliche Liebe, welche in dem Maaße zunahm, wie sein Aufenthalt bei ihm ihm Gelegenheit gab, ihn immer besser kennen zu lernen.

Es war ungefähr ein Monat, daß sie so zusammen lebten, als eines Tages der König Beder, wie gewöhnlich,

am Eingange des Ladens saß, und die Königin Labe[8]) (so nannte er die Zauberkönigin) mit großem Gepränge am Hause des Greises vorüberzog. Der König Beder hatte nicht sobald die Spitze der voranreitenden Leibwache erblickt, als er aufstand, in den Laden zurücktrat, und den Greis, seinen Wirth, fragte, was das bedeute? „Das ist die Königin, die hier vorbeikommen wird," antwortete er, „aber bleibet nur, und fürchtet nichts."

Die Leibwache der Königin Labe, sämmtlich purpurfarbig gekleidet, wohl beritten und ausgerüstet, zog mit blanken Säbeln, in vier Reihen, tausend an der Zahl, einher; und es war keiner von den Officieren, welcher nicht im Vorbeireiten an dem Laden des Greises, diesen begrüßte. Ihnen folgte eine Anzahl von Verschnittenen, in Brokat gekleidet und noch besser beritten; und ihre Officiere erwiesen ihm dieselbe Ehre. Nach ihnen kamen eben so viel junge Mädchen: fast alle gleich schön, reich gekleidet und mit Edelsteinen geschmückt, schritten sie feierlich einher, mit einer kleinen Picke in der Hand: und in ihrer Mitte erschien die Königin Labe, auf einem Rosse, welches ganz von Diamanten strahlte mit einem goldenen Sattel und einer Schabracke von unschätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten ebenfalls den Greis, so wie sie an ihm vorbeikamen; und die Königin, getroffen von der Schönheit des Königs Beder, hielt vor dem Laden still, und sprach zu dem Alten:

„Abdallah[9])," (so hieß er) „sage mir, ich bitte dich, gehört dir dieser so wohlgebildete und reizende Sklave? Hast du ihn schon lange?"

Abdallah warf sich vor der Königin auf die Erde, und antwortete ihr, indem er aufstand:

„Königin, es ist mein Neffe, der Sohn meines unlängst verstorbenen Bruders. Da ich keine Kinder habe, so betrachte ich ihn wie meinen Sohn, und ich habe ihn zum Troste meines Alters kommen lassen, und damit er

nach meinem Tode das Wenige, was ich hinterlassen werde, in Besitz nehme."

Zweihundert und drei und siebzigste Nacht.

Die Königin, die noch keinen so schönen Jüngling gesehen hatte, wie den König Beder, und in eine heftige Leidenschaft für ihn entbrannte, suchte es auf diese Erklärung dahin zu bringen, daß der Greis ihn ihr überließe. „Guter Vater," fuhr sie fort, „willst du mir nicht die Liebe thun und mir ein Geschenk mit ihm machen? Schlag es mir nicht ab, ich bitte dich. Ich schwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn so groß und so gewaltig machen, daß noch niemals einer seinesgleichen ein so hohes Glück soll gemacht haben. Wenn ich auch die Absicht hätte, dem ganzen Menschengeschlechte Böses zu thun, so sollte doch er der einzige sein, bei dem ich mich wohl davor hüten würde. Ich vertraue, daß du mir meine Bitte gewährest, und ich gründe dieses Vertrauen noch mehr auf die Liebe, welche du, wie ich weiß, zu mir hast, als auf die Hochachtung, welche ich für dich gehegt habe und noch hege."

„Herrin," erwiederte Abdallah, „ich bin Euer Majestät unendlich verpflichtet für alle die Güte, welche ihr mir erzeigt, und für die Ehre, welche ihr meinem Neffen anthun wollet. Er ist nicht würdig, einer so großen Königin zu nahen: ich bitte also euer Majestät, ihn gütigst davon zu entbinden."

„Abdallah," versetzte die Königin, „ich hatte mir geschmeichelt, daß du mich mehr liebtest; und ich hätte niemals geglaubt, daß meine Bitte so wenig Gewicht bei dir haben könnte. Aber ich schwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja selbst bei dem Allerheiligsten meiner Religion, daß ich nicht von dannen gehe, als bis ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife sehr

wohl, was dir Sorge macht; aber ich verspreche dir, du sollst nicht die geringste Ursache haben, es zu bereuen, daß du mich so höchlich verpflichtet hast."

Dem alten Abdallah that es unaussprechlich weh sowohl für ihn selbst als für den König Beder, als er sich gezwungen sah, dem Willen der Königin nachzugeben. „Herrin," erwiederte er, „ich kann es nicht zugeben, daß Euer Majestät eine so schlechte Meinung habe von meiner Ehrfurcht für euch, und von meinem Eifer, zu allem, was euch nur Vergnügen machen kann, beizutragen. Ich setze volles Vertrauen in euer Wort, und zweifle nicht, daß ihr es mir halten werdet. Ich bitte euch nur, die große, meinem Neffen zugedachte Ehre noch bis zum nächsten Male zu verschieben, wo ihr wieder hier vorbei kommet."

„Das ist also bis morgen," versetzte die Königin. Und mit diesen Worten neigte sie das Haupt, ihm zu danken, und setzte ihren Weg nach dem Palaste fort

Als die Königin Labe mit ihrem Prunkgefolge vorübergezogen war, sprach der gute Abdallah zu dem Könige Beder: „Mein Sohn," (so pflegte er ihn zu nennen, um ihn nicht im öffentlichen Gespräche zu erkennen zu geben,) „ich habe, wie ich selber gesehen, der Königin ihre so dringende Bitte nicht abschlagen können, um sie nicht zu reizen, gegen euch öffentlich, oder heimlich durch ihre Zauberkunst Gewalt zu brauchen, und euch im Grimme gegen uns Beide eine noch grausamere und auffallendere Behandlung zu bereiten, als allen denen, welche bis jetzt in ihre Gewalt gerathen sind, wie ich euch schon gesagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß sie so freundlich mit euch verfahren wird, wie sie mir versprochen hat, in Betracht der besonderen Achtung, welche sie für mich hegt. Ihr habt selbst davon urtheilen können, nach dem Benehmen ihres ganzen Hofes und nach der Ehre, welche man mir erzeigt hat. Sie wäre verflucht von Gott,

wenn sie mich betröge; aber sie sollte mich nicht ungestraft betrügen, und ich würde mich dafür zu rächen wissen."

Diese Versicherungen, die sehr ungewiß erschienen, machten auf den König Beder keinen sonderlichen Eindruck. „Nach allem, was ihr mir von der Bosheit dieser Königin erzählt habt," sagte er hierauf, „verhehle ich euch nicht, daß ich mich scheue, ihr zu nahen. Ich würde vielleicht alles, was ihr mir von ihr gesagt habt, verachten, und mich von dem Glanze der Herrlichkeit, welcher sie umgibt, blenden lassen, wenn ich nicht schon aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der Gewalt einer Zauberin sein. Der Zustand, in welchem ich mich durch die Bezauberung der Prinzessin Giäuhare befand, aus welcher ich, wie es scheint, nur deshalb befreiet bin, um sogleich wieder in eine andere zu gerathen, erfüllt mich mit Entsetzen vor ihr."

Seine Thränen hinderten ihn, mehr hierüber zu sagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er sich in der verhängnißvollen Nothwendigkeit sah, der Königin Labe überliefert zu werden.

„Mein Sohn," fuhr der alte Abdallah fort, „betrübt euch nicht: ich gestehe, daß man eben nicht sehr auf die Versprechungen und selbst auf die Schwüre einer so arglistigen Königin bauen darf. Ich will euch aber wohl sagen, daß all ihre Macht sich nicht bis auf mich erstreckt. Dies ist ihr nicht unbekannt, und deshalb besonders hat sie so viel Rücksicht für mich. Ich will sie schon verhindern, euch das geringste Leid anzuthun, wenn sie auch treulos genug wäre, es sich zu unterfangen. Ihr könnt euch deshalb auf mich verlassen; und sofern ihr genau die Weisung befolgt, welche ich euch geben werde, bevor ich euch ihr überliefere, so bin ich euch Bürge, daß sie nicht mehr Gewalt über euch haben wird, als über mich."

Die Zauberkönigin ermangelte nicht, den folgenden Tag an dem Laden des alten Abdallah vorbei zu kom-

men, in demselben prächtigen Aufzuge, wie am vorigen Tage, und der Greis erwartete sie mit großer Ehrfurcht.

„Guter Vater," sprach sie zu ihm, indem sie anhielt, „aus der Eilfertigkeit, mit welcher ich komme, dich an dein Versprechen zu erinnern, kannst du auf meine Ungeduld schließen, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du bist ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert habest."

Abdallah, der sich sogleich bei der Annäherung der Königin niedergeworfen, stand wieder auf, als sie ausgeredet hatte; und da er niemand wollte hören lassen, was er ihr zu sagen hatte, trat er ehrerbietig bis zu dem Kopf ihres Rosses hin, und sagte leise zu ihr: „Mächtige Königin, ich weiß, euer Majestät wird die Schwierigkeit nicht übel nehmen, welche ich gestern machte, euch meinen Neffen anzuvertrauen; ihr selber müßt meine Beweggründe erkannt haben. Ich will ihn euch heute wohl übergeben, aber ich bitte euch, in Ansehung seiner, aller Geheimnisse dieser wunderbaren Kunst, welche ihr in so hohem Grade besitzt, zu vergessen Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn; und Euer Majestät würde mich in Verzweiflung stürzen, wenn ihr mit ihm anders verführet, als wie ihr die Güte gehabt habt, mir zu versprechen."

„Ich verspreche es dir noch einmal," versetzte die Königin, „und ich wiederhole dir mit demselben Schwure, wie gestern, daß du und er alle Ursachen haben sollt, mit mir zufrieden zu sein. Ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht recht," fügte sie hinzu, „du hast mich bisher nur mit verschleiertem Antlitze gesehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundschaft würdig finde, so will ich dich sehen lassen, daß ich auch der seinigen nicht unwürdig bin."

Bei diesen Worten ließ sie dem König Beder, der sich mit Abdallah genähert hatte, eine vollendete Schönheit sehen.

„Es ist nicht genug, schön zu sein,“ sprach er bei sich selber, „die Handlungen müssen auch eben so regelmäßig sein, als die Schönheit vollkommen.“

Zweihundert und vier und siebzigste Nacht.

Indem der König Beder, die Augen auf die Königin Labe geheftet, diese Betrachtungen anstellte, drehte sich Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand, und stellte ihn ihr vor, mit den Worten: „Hier ist er, Herrin; ich flehe Euer Majestät, noch einmal zu bedenken, daß er mein Neffe ist, und ihm zu erlauben, daß er mich manchmal besuche.“

Die Königin versprach es ihm, und ließ ihm, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, welchen sie hatte mitbringen lassen. Er weigerte sich anfangs, ihn anzunehmen, sie aber wollte es durchaus, und er konnte es nicht abschlagen.

Sie hatte ein eben so reich aufgeschirrtes Roß, als das ihrige, für den König von Persien herführen lassen. Man bot es ihm dar; und während er den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte die Königin noch zu Abdallah: „Ich habe vergessen, dich zu fragen, wie dein Neffe heißt.“ Auf seine Antwort, daß er Beder (Vollmond) hieße, fuhr sie fort: „Man hat sich versehen: er sollte vielmehr Schems (Sonne) heißen.“

Als der König Beder zu Pferde gestiegen war, wollte er hinter der Königin reiten; sie aber nahm ihn zu ihrer Linken, und ließ ihn neben ihr reiten. Sie sah Abdallah an, und nachdem sie ihm eine Verneigung gemacht, setzte sie ihren Weg fort.

Anstatt auf dem Gesichte des Volks eine gewisse Zufriedenheit, von Ehrfurcht begleitet, bei dem Anblick ihrer Königin zu sehen, bemerkte der König Beder im Gegentheile, daß man sie mit Verachtung ansah, und daß Meh-

rere sogar tausend Verwünschungen gegen sie ausstießen. „Die Zauberin," sprachen Einige, „hat wieder einen neuen Gegenstand für ihre Bosheit gefunden. Wird denn der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien?" — „Armer Fremdling," riefen andere aus, „du bist sehr betrogen, wenn du wähnest, daß dein Glück lange dauern wird: man erhebt dich nur so hoch, damit dein Fall desto furchtbarer sei!"

Aus diesen Reden erkannte er wohl, daß der alte Abdallah ihm die Königin Labe so geschildert hatte, wie sie wirklich war; da es aber nicht mehr von ihm abhing, sich der Gefahr, worin er schwebte, zu entziehen, so überließ er sich der Vorsehung und dem, was dem Himmel gefiele, über sein Schicksal zu bestimmen.

Die Zauberkönigin kam nach ihrem Palaste, und als sie abgestiegen war, ließ sie sich vom Könige Beder die Hand reichen, und trat, in Begleitung ihrer Frauen und der Officiere ihrer Verschnittenen, mit ihm hinein. Sie selber zeigte ihm darin alle Zimmer, wo man lauter gediegenes Gold, Edelsteine und Geräth von ungemeiner Pracht sah. Als sie ihn in ihr Wohnzimmer geführt hatte, trat sie mit ihm auf einen Altan hinaus, und zeigte ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit. Der König Beder lobte alles, was er sah, mit vieler Feinheit, doch keinesweges so, daß sie hätte muthmaßen können, er wäre etwas anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten sich von verschiedenen gleichgültigen Dingen, bis man der Königin zu melden kam, daß aufgetragen wäre.

Die Königin und der König Beder standen auf, gingen hin und setzten sich zu Tische. Der Tisch war von gediegenem Golde, und die Schüsseln desgleichen. Sie aßen, ohne fast zu trinken, bis zum Nachtische; jetzt aber ließ die Königin ihre Schale voll köstlichen Weines schenken, und nachdem sie auf die Gesundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ sie dieselbe, sie in ihrer Hand be-

haltend, wieder füllen, und bot sie ihm dar. Der König Beder nahm sie mit großer Ehrerbietung, und mit einer tiefen Verneigung des Hauptes bezeigte er ihr, daß er zur Erwiederung auf ihre Gesundheit tränke.

Zu gleicher Zeit traten zehn von den Frauen der Königin Labe mit Instrumenten herein, und machten, durch Begleitung derselben mit ihren Stimmen, ein angenehmes Konzert, während beide fortfuhren zu trinken bis tief in die Nacht. Dies starke Trinken erhitzte sie mit einander endlich so sehr, daß der König Beder allmählig bei der Königin die Zauberin vergaß und sie nur für die schönste Königin auf der Welt ansah.

Sobald die Königin gewahrte, daß sie ihn so weit gebracht hatte, wie sie wünschte, gab sie den Verschnittenen ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie gehorchten, und der König Beder legte sich mit ihr zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufstehen, gingen die Königin und der König Beder ins Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, welche den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäsche und ein höchst prächtiges Kleid. Die Königin, welche auch ein reicheres Kleid angelegt hatte, kam, ihn abzuholen, und sie gingen zusammen in ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, nach welchem sie den Tag mit Lustwandeln im Garten und verschiedenen andern Ergötzlichkeiten angenehm zubrachten.

Auf diese Weise behandelte und bewirthete die Königin Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie sie mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte.

Als in der Nacht des vierzigsten Tages beide sich niedergelegt hatten, und die Königin wähnte, daß der König Beder schliefe, stand sie leise wieder auf. Der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß sie etwas vorhatte, stellte sich, als wenn er schliefe, und gab auf alle ihre Handlungen Acht.

Als sie aufgestanden war, öffnete sie ein Kästchen,

und zog daraus eine Schachtel mit einem gewissen gelben Pulver hervor. Dieses Pulver nahm sie, und streute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte sich dieser Strich in einen Bach sehr klaren Wassers, zum Erstaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that aber, als wenn er noch fester schliefe, um der Zauberin nicht zu verrathen, daß er wachete.

Zweihundert und fünf und siebzigste Nacht.

Die Königin Labe schöpfte in einem Gefäße Wasser aus dem Bache, goß davon in ein Becken, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, welchen sie sehr lange knetete. Sie that zuletzt noch Spezereien hinein, welche sie aus verschiedenen Schachteln nahm, und machte so daraus einen Kuchen, welchen sie in eine bedeckte Tortenpfanne that. Da sie vor allen Dingen ein großes Feuer angezündet hatte, scharrte sie Kohlen daraus hervor, und setzte die Pfanne darauf; und während der Kuchen buk, setzte sie die Gefäße und Schachteln, die sie gebraucht hatte, wieder an ihre Stelle; und auf gewisse Worte, welche sie aussprach, verschwand der Bach wieder, welcher mitten im Zimmer rieselte. Als der Kuchen gahr war, nahm sie ihn von den Kohlen, und trug ihn in ein Gemach; worauf sie sich wieder zu dem Könige Beder ins Bette legte, welcher sich so gut verstellte, daß sie nicht den geringsten Verdacht schöpfte, er könnte etwas von dem gesehen haben, was sie eben vorgenommen hatte.

Der König Beder, der über alle die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des guten alten Abdallah, seines Wirthes, seit er ihn verlassen, gänzlich vergessen hatte, erinnerte sich jetzt wieder seiner, und glaubte nach dem, was er die Königin Labe in der Nacht hatte thun sehen, seines Rathes zu bedürfen.

Als er aufgestanden war, äußerte er der Königin

sein Verlangen, ihn zu besuchen, und bat sie um die Erlaubniß dazu.

„Ei wie, mein lieber Beder," erwiederte die Königin, „langweilt es euch schon, ich will nicht sagen, in einem so prächtigen Palaste zu wohnen, worin ihr so viel Annehmlichkeiten findet, sondern in der Gesellschaft einer Königin, die euch so leidenschaftlich liebt, und euch so viele Beweise davon gibt?"

„Große Königin," antwortete der König Beder, „wie könnte ich mich langweilen bei so viel Anmuth und unter solchen Gunstbezeugungen, womit Euer Majestät mich gütigst überschüttet? Weit entfernt davon, Herrin, begehre ich diese Erlaubniß nur, um meinem Oheim Rechenschaft von den unendlichen Verbindlichkeiten abzulegen, welche ich gegen Euer Majestät habe, und um ihm zu erkennen zu geben, daß ich ihn nicht vergesse. Ich verhehle indessen nicht, daß es besonders aus diesem Grunde geschieht: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt, und es schon vierzig Tage sind, daß er mich nicht gesehen hat, so will ich ihm durch mein längeres Ausbleiben nicht Anlaß zu dem Gedanken geben, daß ich seine Gesinnungen für mich nicht erwiedere." — „Gehet hin," sagte hierauf die Königin, „ich erlaube es gern; ihr werdet aber nicht lange ausbleiben, wenn ihr euch erinnert, daß ich ohne euch nicht leben kann."

Sie ließ ihm ein reich aufgeschirrtes Roß vorführen, und er ritt hin.

Der alte Abdallah war erfreut, den König Beder wiederzusehen. Ohne Rücksicht auf seinen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder erwiederte es eben so, damit niemand daran zweifelte, daß er sein Neffe wäre.

Als sie sich gesetzt hatten, fragte Abdallah den König: „Wie habt ihr euch bei dieser Treulosen, dieser Zauberin, befunden, und wie befindet ihr euch noch bei ihr?"

„Bisher," antwortete der König Beder, „kann ich sagen, hat sie alle nur erdenklichen Rücksichten für mich gehabt, und mir alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeit bewiesen, um mich recht zu überzeugen, daß sie mich vollkommen liebe. Aber diese Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründeten Verdacht gibt, daß alles, was sie gethan hat, nur Verstellung ist. Während sie wähnte, daß ich fest schliefe, obwohl ich aufgewacht war, bemerkte ich, daß sie sehr behutsam von mir wegrückte und aufstand. Diese Vorsicht bewirkte, daß ich, anstatt wieder einzuschlafen, sie genau beobachtete, indeß ich mich stellte, als wenn ich immerfort schliefe." Und so erzählte er ihm weiter, wie und unter welchen Umständen er sie den Kuchen backen sah, und schloß mit den Worten: „Bis dahin, ich bekenne es, hatte ich euch fast vergessen, sammt allen Weisungen, welche ihr mir über ihre Bosheit gegeben habt: aber diese Handlung läßt mich fürchten, daß sie weder die Versprechungen, noch die feierlichen Schwüre halten will, welche sie euch gethan hat. Da habe ich sogleich an euch gedacht; und ich schätze mich glücklich, daß sie willfähriger, als ich erwartete, mir erlaubt hat, euch zu besuchen."

„Ihr habt euch nicht getäuscht," erwiederte der alte Abdallah mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er selber wohl gedacht hätte, sie würde nicht anders verfahren; „nichts ist im Stande, die Treulose zur Besserung zu bewegen. Aber fürchtet nichts, ich weiß ein Mittel, daß das Uebel, welches sie euch anthun will, auf sie selbst zurückfalle. Ihr habt noch zur rechten Zeit Verdacht geschöpft, und konntet nichts besseres thun, als euch wieder an mich wenden. Da sie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält, und sie, anstatt sie anständig zu entlassen, jeden in ein Thier verwandelt, mit welchen sie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, so nahm ich gestern gleich meine Maßregeln, um zu verhindern, daß sie euch nicht dasselbe Schicksal bereite. Schon zu lange trägt die

Erde dies Ungeheuer; sie soll endlich selber behandelt werden, wie sie es verdient."

Zweihundert und sechs und siebzigste Nacht.

Mit diesen Worten gab Abdallah dem Könige Beder zwei Kuchen in die Hand, und hieß ihn sie bewahren, um folgenden Gebrauch davon zu machen: „Ihr habt mir gesagt," fuhr er fort, „daß die Zauberin diese Nacht einen Kuchen gebacken hat: es geschah, um euch davon essen zu lassen, zweifelt nicht daran; aber hütet euch wohl, ihn zu kosten. Unterlasset zwar nicht, es anzunehmen, wenn sie euch etwas davon darbietet, aber anstatt es in den Mund zu stecken, esset dafür einen von den beiden Kuchen, die ich euch gebe, ohne daß sie es gewahre. Wenn sie nun glaubt, daß ihr von dem ihrigen gegessen habt, so wird sie nicht ermangeln, euch in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und nun wird sie einen Spaß daraus machen, als ob sie es nur zur Belustigung gethan, und euch einen kleinen Schreck hätte einjagen wollen, obschon sie sich in der Seele darüber ärgern und sich einbilden wird, sie habe bei der Zubereitung des Kuchens etwas versehen. Hierauf machet ihr mit dem andern Kuchen ein Geschenk, und dringet in sie: davon zu essen. Sie wird davon essen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß sie euch nicht mißtraue, nachdem sie euch Anlaß zum Mißtrauen gegen sie gegeben hat. Sobald sie davon gegessen, so nehmet ein wenig Wasser in die hohle Hand, und indem ihr es ihr ins Gesicht spritzet, sprechet zu ihr:

„Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt dieses oder jenes Thieres (welches ihr wollt) an!"

Kommet dann mit dem Thiere hieher, und ich werde euch sagen, was ihr weiter thun müsset."

Der König Beder bezeugte dem alten Abdallah in

den lebhaftesten Ausdrücken, wie sehr er ihm dafür verbunden wäre, daß er es sich so angelegen sein ließe, eine so gefährliche Zauberin an der Ausübung ihrer Bosheit gegen ihn zu verhindern; und nachdem er sich noch einige Zeit mit ihm unterredet hatte, verließ er ihn, und kehrte nach dem Palast zurück.

Bei seiner Ankunft vernahm er, daß die Zauberin ihn im Garten mit großer Ungeduld erwartete. Er ging hin, sie aufzusuchen, und die Königin Labe hatte ihn nicht sobald bemerkt, als sie mit großer Hast auf ihn zukam.

„Lieber Beder," sprach sie zu ihm, „mit großem Rechte sagt man, daß nichts besser die Stärke und das Uebermaß der Liebe erkennen läßt, als die Entfernung des geliebten Gegenstandes. Ich habe keine Ruhe gehabt, seitdem ich euch aus den Augen verloren, und es dünken mich Jahre zu sein, daß ich euch nicht gesehen habe. Wäret ihr nur noch ein wenig länger ausgeblieben, so wäre ich selber gekommen, euch aufzusuchen."

„Herrin," erwiederte der König Beder, „ich kann Euer Majestät versichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfunden habe, wieder bei euch zu sein; aber ich habe einem Oheime, den ich liebe, und der mich so lange nicht gesehen hat, eine kurze Unterhaltung nicht versagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich seiner Zärtlichkeit entrissen, um dahin zu eilen, wohin die Liebe mich rief; und von dem Mahle, welches er mir bereitet, habe ich mich mit einem Kuchen begnügt, welchen ich euch mitbringe."

Der König Beder, welcher einen der beiden Kuchen in ein sehr sauberes Tuch gewickelt hatte, zog ihn hervor, und bot ihn dar mit den Worten:

„Da ist er, Herrin, ich bitte euch, ihn freundlich anzunehmen."

„Ich nehme ihn herzlich gern an," versetzte die Königin, indem sie ihn nahm, „und ich werde euch zu Liebe davon essen; aber zuvor verlange ich, daß ihr mir zu Liebe

auch von diesem hier esset, den ich während eurer Abwesenheit gebacken habe."

„Schöne Königin," sagte hierauf der König Beder, indem er ihn ehrerbietig annahm, „solche Hände, wie die Euer Majestät, können nur Vortreffliches machen, und ihr erweiset mir eine Gnade, wofür ich euch meine Dankbarkeit nicht genug bezeugen kann."

Der König Beder vertauschte geschickt den Kuchen der Königin mit dem, welchen der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab, und steckte es in den Mund. „Ah, Herrin," rief er aus, indem er es aß, „ich habe niemals etwas Köstlicheres gegessen!"

Da sie nahe bei einem Springbrunnen waren, und die Zauberin bemerkte, daß er den Bissen verschluckt hatte, und eben noch einen essen wollte, so schöpfte sie mit der hohlen Hand Wasser aus dem Becken, und spritzte es ihm ins Gesicht mit den Worten:

„Elender, verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt einer einäugigen und hinkenden Schindmähre an!"

Zweihundert und sieben und siebzigste Nacht.

Diese Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberin war äußerst betroffen, den König Beder unverwandelt, und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm zu sehen. Die Röthe stieg ihr darüber ins Gesicht, und als sie nun sah, daß es ihr fehlgeschlagen war, sprach sie zu ihm: „Lieber Beder, es ist nichts, beruhiget euch, ich habe euch kein Leid zufügen wollen, ich habe es bloß gethan, um zu sehen, was ihr dazu sagen würdet. Fürwahr, ich müßte die elendeste und abscheulichste aller Weiber sein, wenn ich nach den Schwüren nicht nur, die ich gethan, sondern selbst nach den Beweisen der Liebe, welche ich

euch gegeben habe, eine so schwarze Handlung begehen könnte."

„Mächtige Königin," versetzte der König, „wie sehr ich überzeugt bin, daß Euer Majestät es nur gethan hat, um sich zu belustigen, so konnte ich mich dennoch der Ueberraschung nicht erwehren. Wie sollte man nicht auch wenigstens eine Erschütterung spüren, wenn man Worte hört, welche im Stande sind, eine so seltsame Verwandlung zu bewirken? Aber, Herrin, lassen wir dies jetzo beruhen: und da ich von euerm Kuchen gegessen habe, so erzeiget mir die Gnade, auch den meinen zu kosten."

Die Königin Labe, die sich nicht besser rechtfertigen konnte, als wenn sie dem Könige von Persien diesen Beweis ihres Vertrauens gewährte, brach ein Stück von dem Kuchen ab, und aß es. Sobald sie es hinunter geschluckt hatte, schien sie ganz verwirrt, und stand wie unbeweglich da.

Der König Beder verlor keine Zeit, er schöpfte Wasser aus demselben Becken, und spritzte es ihr ins Gesicht, indem er dabei sagte:

„Verfluchte Hexe, verlaß diese Gestalt, und verwandle dich in eine Stute!"

In demselben Augenblick wurde die Königin Labe in eine sehr schöne Stute verwandelt; und ihre Bestürzung über diese Verwandlung war so groß, daß sie Thränen im Ueberfluß vergoß. Sie senkte das Haupt auf die Füße des Königs Beder, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Aber wenn er sich auch hätte erweichen lassen, so stand es jedoch nicht in seiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, was er gethan hatte.

Er führte die Stute zum königlichen Marstalle, wo er sie einem Reitknechte übergab, sie aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, welche der Reitknecht ihr anlegte, paßte keiner recht. Beder ließ noch zwei Pferde satteln und zäumen, eins für sich, das andere für den Reitknecht, und ritt mit der Stute an der Hand, zum alten Abdallah.

Als Abdallah den König Beder mit der Stute von weitem kommen sah, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. „Verfluchte Hexe,“ sprach er sogleich bei sich, voll Freuden, „endlich hat der Himmel dich bestraft, wie du es verdienest!“

Der König Beder stieg bei Abdallahs Laden ab, trat hinein, und umarmte ihn unter Danksagungen für alle ihm geleistete Dienste. Er erzählte ihm, wie alles zugegangen war, und sagte ihm, er hätte keinen passenden Zaum für die Stute finden können. Abdallah, der einen für jedes Pferd passenden Zaum hatte, zäumte selber die Stute damit auf; und als der König Beder den Reitknecht mit den beiden Pferden zurückgeschickt hatte, sprach er zu ihm: „Herr, ihr brauchet euch nun nicht länger in dieser Stadt aufzuhalten, besteiget die Stute und kehret heim in euer Königreich. Das einzige, was ich euch empfehle, ist dieses: „wenn ihr einmal die Stute veräußert, so hütet euch wohl, sie mit dem Zaume wegzugeben.“

Der König Beder versprach ihm, es nicht zu vergessen; und nachdem er ihm Lebewohl gesagt hatte, ritt er fort.

Der junge König von Persien war nicht sobald außerhalb der Stadt, als er sich kaum fühlte vor Freuden, aus einer so großen Gefahr befreit zu sein, und die Zauberin in seiner Gewalt zu haben, welche er so sehr Ursache hatte, zu fürchten.

Drei Tage nach seiner Abreise kam er an eine große Stadt. In der Vorstadt begegnete ihm ein Greis von einigem Ansehen, der zu Fuße nach einem Lusthause ging, welches er dort hatte.

„Herr,“ redete der Greis ihn an, indem er stehen blieb, „darf ich euch fragen, woher ihr kommet?“

Beder hielt sogleich an, und befriedigte seine Neugier; und während der Greis ihm noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, stand ebenfalls still, und fing

an zu weinen, indem sie mit tiefen Seufzern die Stute betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Gespräch, um die Alte zu betrachten, und der König Beder fragte sie, warum sie so weinete? „Ach, Herr,“ antwortete sie, „weil eure Stute einer Stute meines Sohnes, welche ich noch immer, ihm zu Liebe, bedaure, so vollkommen gleicht, daß ich sie für ebendieselbe halten würde, wenn sie nicht todt wäre. Verkaufet sie mir, ich flehe euch darum, ich will sie euch nach ihrem vollen Werthe bezahlen, und dabei werde ich euch noch immer großen Dank schuldig bleiben.“

„Gute Mutter,“ entgegnete der König Beder; „es thut mir leid, euch eure Bitte nicht gewähren zu können: meine Stute ist nicht zu verkaufen.“

„Ach, Herr,“ fuhr die Alte dringend fort, „ich beschwöre euch im Namen Gottes darum! Wir müssen vor Gram sterben, mein Sohn und ich, wenn ihr uns diese Gnade nicht gewähret.“

„Gute Mutter,“ versetzte der König Beder, „ich würde sie euch gern gewähren, wenn ich im Sinne hätte, eine so gute Stute zu veräußern; aber wenn dies auch wäre, so glaube ich doch nicht, daß ihr tausend Goldstücke dafür geben möchtet: denn in diesem Falle würde ich den Preis doch nicht geringer setzen.“

„Warum sollte ich die nicht geben?“ erwiederte die Alte; „ihr dürft nur den Handel richtig machen, ich will sie euch sogleich aufzählen.“

Der König Beder, welcher die Alte so armselig gekleidet sah, konnte sich nicht einbilden, daß sie im Stande wäre, eine so große Summe aufzubringen. Um zu sehen, ob sie den Handel halten würde, sprach er zu ihr: „Gebet mir das Geld, und die Stute ist euer.“

Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los, und bot ihm denselben dar, mit den Worten: „Bemühet euch abzusteigen, damit wir zählen, ob die

Summe darin ist; falls etwas daran fehlt, so will ich es alsbald herbeischaffen: mein Haus ist nicht weit."

Der König Beder war äußerst erstaunt, als er die Börse sah. „Gute Mutter," sprach er darauf, „ihr seht wohl, daß ich euch das nur zum Scherze gesagt habe: ich wiederhole euch, meine Stute ist nicht zu verkaufen."

Der Greis, welcher Zeuge dieses Gesprächs gewesen war, nahm hierauf das Wort und sprach zu dem Könige Beder: „Mein Sohn, ihr müßt wissen, was, wie ich sehe, euch unbekannt ist, nämlich, daß es in dieser Stadt durchaus nicht erlaubt ist, zu lügen, bei Todesstrafe. Demnach könnt ihr euch nicht entbinden, von dieser guten Frau das Geld anzunehmen, und ihr eure Stute zu überliefern, weil sie euch die Summe dafür bezahlt, welche ihr gefordert habt. Ihr werdet besser thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als euch dem Unglück auszusetzen, welches für euch daraus entstehen könnte."

Zweihundert und acht und siebzigste Nacht.

Der König Beder war sehr ärgerlich, sich so unbesonnen in diesen bösen Handel verwickelt zu haben, und stieg mit großem Widerwillen ab.

Die Alte war hurtig darüber her, sich des Zaumes zu bemächtigen und die Stute abzuzäumen, und noch mehr, mit der Hand Wasser aus einem mitten in der Straße fließenden Bache zu schöpfen, und die Stute damit zu bespritzen, indem sie folgende Worte aussprach:

„Meine Tochter, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm deine eigene wieder an!"

Die Verwandlung geschah augenblicklich; und der König Beder, der bei der Erscheinung der Königin Labe vor ihm, ohnmächtig ward, würde zu Boden gesunken sein, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königin Labe war,

und sie in alle Geheimnisse der Zauberei eingeweihet, hatte nicht sobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre Freude bezeugt, als plötzlich auf ihr Pfeifen ein scheuslicher Geist erschien, von riesenhafter Gestalt und Größe. Dieser Geist nahm sogleich den König Beder auf den einen Arm, umfaßte die Alte und die Zauberkönigin mit dem andern, und versetzte sie in wenig Augenblicken nach dem Palast in der Stadt der Bezauberungen.

Als die Zauberkönigin nun wieder in ihrem Palaste war, machte sie in ihrer Wuth dem Könige Beder heftige Vorwürfe: „Undankbarer," sprach sie zu ihm, „auf solche Weise also gibst du mit deinem nichtswürdigen Oheime mir deine Dankbarkeit zu erkennen, nachdem ich so viel für dich gethan habe: ihr sollt es einer wie der andere nach Verdienst empfinden."

Mehr sagte sie darüber nicht; aber sie nahm Wasser und spritzte es ihm ins Gesicht, mit den Worten:

„Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt eines garstigen Uhu's an!"

Diesen Worten folgte sogleich die Wirkung; und sie befahl einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu sperren, und ihm weder Speise noch Trank zu geben.

Die Frau trug den Käfig weg; und ohne auf das Verbot der Königin zu achten, setzte sie etwas Futter und Wasser hinein. Zugleich schickte sie heimlich zu dem alten Abdallah, dessen Freundin sie war, und ließ ihn davon unterrichten, wie die Königin seinen Neffen behandelt hätte, und gesonnen wäre, sie beide zu verderben: damit er es noch verhindern und auf seine eigene Rettung denken könnte.

Abdallah sah wohl, daß gegen die Königin Labe keine Schonung mehr zu gebrauchen war. Er pfiff nur auf eine gewisse Weise, und alsbald erschien vor ihm ein großer Geist mit vier Flügeln, und fragte, weshalb er ihn gerufen hätte?

„Blitz," sprach er zu ihm, (so hieß nämlich dieser

Geist) „es kömmt darauf an, dem König Beder, Sohn der Königin Gülnare, das Leben zu retten. Eile nach dem Palast der Zauberin, und versetze unverzüglich die mitleidige Frau, der sie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptstadt von Persien, damit sie die Königin Gülnare von der Gefahr unterrichte, in welcher der König, ihr Sohn, schwebt, und wie nöthig ihm die Hülfe ist. Nimm dich in Acht, daß du sie nicht erschreckest, indem du vor ihr erscheinst, und sage ihr von meinetwegen, was sie thun soll."

Blitz verschwand, und erschien augenblicklich im Palaste der Zauberin. Er unterrichtete die Frau, schwang sich mit ihr in die Luft, und führte sie so nach der Hauptstadt von Persien, wo er sie auf das flache Dach niedersetzte, welches mit der Wohnung der Königin Gülnare in Verbindung stand.

Die Frau stieg die Treppe hinab, und fand die Königin Gülnare und die Königin Farasche, ihre Mutter, beisammen, welche sich eben von dem traurigen Gegenstand ihrer gemeinsamen Betrübniß unterhielten. Sie machte ihnen eine tiefe Verneigung; und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie nöthig dem Könige Beder eine schleunige Hülfe wäre.

Diese Nachricht versetzte die Königin Gülnare in entzückende Freude, so daß sie von ihrem Sitz aufsprang, und die gefällige Frau umarmte, um ihr ihre Erkenntlichkeit für den ihr so eben geleisteten Dienst auszudrücken.

Sie ging sogleich hinaus, und befahl, im Palaste die Trompeten zu blasen und die Pauken und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt die baldige Zurückkunft des Königs von Persien anzukündigen.

Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie den König Saleh, ihren Bruder, welchen die Königin Farasche schon durch eine gewisse Räucherung herbeigerufen hatte.

„Mein Bruder," sprach sie zu ihm, „der König Beder, dein Neffe und mein lieber Sohn, ist in der Stadt

der Bezauberungen in der Gewalt der Königin Labe. Es ist eure, es ist meine Pflicht, hin zu eilen und ihn zu befreien: es ist keine Zeit dabei zu verlieren!"

Zweihundert und neun und siebzigste Nacht.

Der König Saleh versammelte in seinen Wasserreichen ein mächtiges Heer, welches sich alsbald aus dem Meere erhub. Er rief selbst die ihm verbündeten Geister zu Hülfe, welche mit einem noch zahlreicheren Heere, als das seinige, erschienen. Als die beiden Heere zusammengestoßen waren, stellte er sich an die Spitze, mit der Königin Farasche, der Königin Gülnare und den Prinzessinnen, die auch an dem Feldzuge theilnehmen wollten.

Sie erhuben sich alle in die Luft, und stürzten alsbald über den Palast und die Stadt der Bezauberungen her, wo die Zauberkönigin, ihre Mutter und alle Feueranbeter in einem Augenblick vertilgt wurden.

Die Königin Gülnare hatte die Frau der Königin Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verwandlung und der Gefangenschaft des Königs, ihres Sohnes, gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts anderes bedacht zu sein, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieser Auftrag wurde nach Wunsch ausgeführt. Sie zog den Uhu hervor, bespritzte ihn mit Wasser, welches sie sich bringen ließ, und sprach dabei:

„Mein lieber Sohn, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm wieder Menschengestalt an, welche die deinige ist."

Im Augenblicke sah die Königin Gülnare nicht mehr den garstigen Uhu: sie sah den König Beder, ihren Sohn; sie umarmte ihn sogleich mit überschwänglicher Freude. Was sie in ihrem Entzücken nicht durch Worte auszusprechen vermochte, ergänzten ihre Thränen auf die ausdrucksvollste Weise.

Die erste Sorge der Königin Gülnare war, den alten Abdallah aufsuchen zu lassen, dem sie die Rettung des Königs von Persien verdankte. Als er ihr vorgeführt wurde, sprach sie zu ihm: „Meine Verpflichtung gegen euch ist so groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um euch meine Erkenntlichkeit zu bezeigen: bestimmet selber, wodurch ich es vermag, und ihr sollt befriedigt werden."

„Große Königin," erwiederte er, „wenn die Frau, welche ich zu euch gesandt habe, gern in die Heirath willigt, welche ich ihr hiemit anbiete, und wenn der König von Persien mich an seinem Hofe zu dulden geruhet, so weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage seinem Dienste."

Die Königin Gülnare wandte sich sogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da diese, indem sie erröthete, eben keine Abneigung gegen diese Heirath blicken ließ, so fügte die Königin Beider Hände in einander, und übernahm mit dem Könige von Persien die Sorge für ihr Glück.

Diese Heirath gab dem Könige von Persien Anlaß, das Wort zu nehmen, und lächelnd zu der Königin, seiner Mutter, zu sagen: „Frau Mutter, ich bin erfreut über die Heirath, welche ihr hier gestiftet habt: es ist aber noch eine andere übrig, an welche ihr auch wohl denken solltet."

Die Königin Gülnare verstand nicht sogleich, welche Heirath er meinte; sie besann sich einen Augenblick: sobald es ihr aber einfiel, antwortete sie ihm: „Du meinst deine eigene Vermählung; ich willige herzlich gern darein."

Sie wandte sich alsbald zu den Meervölkern des Königs Saleh, ihres Bruders, und zu den Geistern, die gegenwärtig waren, und sprach:

„Eilet und durchlaufet alle Paläste des Meeres und der Erde, und bringet uns Kunde von der schönsten und meines Sohnes würdigsten Prinzessin, die ihr findet."

„Frau Mutter,“ versetzte der König Beder, „alle diese Mühe ist unnöthig. Ihr wißt ohne Zweifel wohl, daß ich der Prinzessin von Samandal, auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit, mein Herz geschenkt habe; ich habe sie seitdem gesehen, und das Geschenk nicht bereuet, welches ich ihr gemacht. In der That, es kann weder auf Erden noch unter den Wassern eine Prinzessin geben, welche ihr zu vergleichen wäre. Zwar hat sie mich, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weise behandelt, welche die Flamme jedes andern, minder entbrannten Liebhabers hätte auslöschen können; aber sie ist zu entschuldigen, und sie konnte mich nicht minder strenge behandeln, nach der Gefangennehmung des Königs, ihres Vaters, von welcher ich doch immer, wenn auch unschuldig, die Ursache war. Vielleicht hat jetzo der König von Samandal seine Gesinnung geändert, und hat auch sie keine Abneigung mehr, mich zu lieben und mir ihre Hand zu geben, sobald er darein willigt.“

Zweihundert und achtzigste Nacht.

„Mein Sohn,“ antwortete die Königin Gülnare, „wenn die Prinzessin Giäuhare allein auf der Welt im Stande ist, dich glücklich zu machen, so will ich mich keinesweges eurer Vereinigung widersetzen, wenn sie möglich zu machen ist. Der König, dein Oheim, darf nur den König von Samandal herkommen lassen, und wir werden alsbald vernehmen, ob er noch immer so unbeugsam ist, als bisher.“

Wie eng auch der König von Samandal bis jetzo, seit seiner Gefangennehmung auf Befehl des Königs Saleh, bewacht worden, nichts desto weniger war er immer mit vieler Achtung behandelt worden, und er hatte sich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß gesetzt.

Der König Saleh ließ nun ein Feuerbecken bringen, warf eine gewisse Mischung hinein, und sprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfing emporzusteigen, erschütterte der Palast, und man sah alsbald den König von Samandal, in Begleitung der Officiere des Königs Saleh, erscheinen.

„Der König von Persien warf sich sogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde, sprach er zu ihm: „Herr, es ist nicht mehr der König Saleh, der Euer Majestät um die Ehre einer Verbindung mit euch für den König von Persien bittet: es ist dieser König von Persien selber, der euch um diese Gnade anflehet. Ich kann mich nicht überzeugen, daß ihr den Tod eines Königs wollet, der nicht mehr leben kann, ohne die liebenswürdige Prinzessin Giäuhare."

Der König von Samandal duldete den König von Persien nicht länger zu seinen Füßen; er umarmte ihn, und nöthigte ihn, aufzustehen.

„Herr," sprach er darauf, „es sollte mir sehr leid thun, irgend etwas zu dem Tode eines Königs beigetragen zu haben, der so würdig ist zu leben. Ist es wahr, daß ein so kostbares Leben nicht ohne den Besitz meiner Tochter kann erhalten werden, so lebet, Herr, sie ist die eurige. Sie ist immer meinem Willen sehr gehorsam gewesen, und ich glaube nicht, daß sie sich diesmal widersetzen wird."

Nach diesen Worten befahl er einem seiner Officiere, welche der König Saleh ihm gelassen hatte, die Prinzessin Giäuhare aufzusuchen, und sie unverzüglich herzuführen.

Die Prinzessin Giäuhare war stets an demselben Orte geblieben, wo der König von Persien sie angetroffen hatte. Der Officier fand sie dort, und bald sah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen.

Der König von Samandal umarmte die Prinzessin, und sprach zu ihr: „Meine Tochter, ich habe dir einen

Gemahl erwählt: es ist der König von Persien, den du hier siehst, der vollkommenste Fürst, welcher gegenwärtig in der ganzen Welt zu finden ist. Der Vorzug, welchen er dir vor allen andern Prinzessinnen gegeben hat, verpflichtet mich und dich, ihm dafür unsere Erkenntlichkeit zu beweisen."

„Herr Vater," antwortete die Prinzessin Giäuhare, „Euer Majestät weiß wohl, daß ich es niemals an dem schuldigen Gehorsam habe fehlen lassen, in allem, was ihr von mir gefordert habt. Ich bin auch jetzo bereit, euch zu gehorchen; und ich hoffe, der König von Persien wird mir gern die üble Behandlung verzeihen, welche ihm von mir widerfahren ist; ich glaube, er ist billig genug, um sie nur dem Drange meiner kindlichen Pflicht zuzurechnen."

Die Hochzeit wurde in dem Palast der Zauberstadt mit um so größerer Festlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberkönigin im Augenblicke ihres Todes ihre erste Gestalt wieder angenommen hatten und gekommen waren, dem Könige von Persien, der Königin Gülnare und dem Könige Saleh dafür zu danken, und nun an dem Feste theilnahmen. Es waren sämmtlich Königssöhne und Prinzen, oder doch sonst von vornehmen Stande.

Der König Saleh endlich führte den König von Samandal nach seinem Königreiche zurück, und setzte ihn wieder auf den Thron. Der König von Persien, der jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche war, kehrte mit seiner Gemahlin und der Königin Gülnare nach der Hauptstadt von Persien zurück. Die Königin Farasche und die Prinzessinnen begleiteten sie, und blieben dort, bis der König Saleh sie abzuholen kam, und sie in sein Reich unter den Fluthen des Meeres heimführte.

Zweihundert und ein und achtzigste Nacht.

Geschichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geister [10]).

Ein König von Balsora besaß große Reichthümer, und war von seinen Unterthanen geliebt; aber er hatte keine Kinder, und das betrübte ihn sehr. Indessen bewog er durch ansehnliche Geschenke alle heilge Männer seines Reiches, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Bitten waren nicht fruchtlos: die Königin ward schwanger, und kam glücklich mit einem Sohne nieder, welcher Seyn Alasnam, das heißt Zierde der Standbilder, genannt wurde.

Der König ließ alle Sterndeuter seines Reiches zusammenrufen, und befahl ihnen, dem Kinde das Horoskop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er lange leben, und muthvoll sein würde, daß er aber seines Muthes auch bedürfte, um standhaft all das Unglück auszuhalten, welches ihn bedrohete.

Der König war über diese Weissagung nicht erschrokken. „Mein Sohn," sprach er, „ist nicht zu beklagen, weil er Muth haben soll: es frommt den Prinzen, Unglück zu erfahren; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend: sie lernen dadurch besser regieren."

Er belohnte die Sterndeuter und schickte sie heim. Seinen Sohn ließ er nun mit aller erdenklichen Sorgfalt aufziehen. Er gab ihm Lehrmeister, sobald er ihn in einem für ihren Unterricht empfänglichen Alter sah. Kurz, er nahm sich vor, aus ihm einen vollkommenen Prinzen

zu machen, als plötzlich dieser gute König von einer Krankheit befallen wurde, welche seine Aerzte nicht zu heilen vermochten.

Als er sich auf dem Todtenbette sah, berief er seinen Sohn, und empfahl ihm unter andern Lehren, dahin zu trachten, daß er von seinem Volke vielmehr geliebt, als gefürchtet werde; den Schmeichlern nie sein Ohr zu leihen; und eben so langsam mit der Belohnung als mit der Bestrafung zu sein, weil es oft geschähe, daß die Könige, durch falschen Anschein verführt, die Bösen mit Wohlthaten überhäufeten, und die Unschuld unterdrücketen.

Sobald der König verschieden war, legte der Prinz Seyn die Trauer an, und trug sie sieben Tage lang. Am achten bestieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatze das Siegel seines Vaters, legte das seinige daran [11]), und begann nun die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Das Vergnügen, daß alle Hofleute sich vor ihm beugten, und einzig darauf sannen, ihm ihren Gehorsam und Eifer zu bezeugen, mit einem Worte, die unumschränkte Herrschergewalt hatte zu großen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten seiner Unterthanen, und nicht an das, was er selber ihnen schuldig war, und kümmerte sich wenig um die Regierung. Er stürzte sich in alle Arten von Ausschweifungen mit jungen Wollüstlingen, welche er mit den höchsten Würden des Staates bekleidete. Da er von Natur freigebig war, so war er jetzo zügellos im Verschwenden, und unvermerkt hatten seine Weiber und seine Günstlinge seine Schätze erschöpft.

Die Königin, seine Mutter, lebte noch. Sie war eine weise und verständige Fürstin, und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verschwendung und der Ausschweifungen des Königs, ihres Sohnes, Einhalt zu thun versucht, indem sie ihm vorgestellt, daß, wenn er nicht bald seine Lebensweise änderte, er nicht allein seine Reichthümer verschwenden, sondern sogar seine Unterthanen von

sich entfremden und eine Umwälzung veranlassen würde, die ihm vielleicht die Krone und das Leben kostete.

Es fehlte nicht viel, daß ihre Weissagung in Erfüllung ging: das Volk fing an, gegen die Regierung zu murren; und diese Unzufriedenheit hätte unfehlbar eine allgemeine Empörung herbeigeführt, wenn die Königin nicht die Geschicklichkeit gehabt hätte, dem zuvorzukommen. Unterrichtet von dem üblen Stande der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, welcher sich endlich überreden ließ. Er vertraute die Ministerstellen weisen Greisen, welche die Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückzuführen wußten.

Indessen bereute Seyn, als er alle Reichthümer verschwunden sah, daß er keinen besseren Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank darüber in eine tödtliche Schwermuth, und nichts vermochte ihn zu trösten.

Eines Nachts sah er im Traume einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zukam und mit lächelnder Miene zu ihm sprach:

„O Seyn, wisse, daß es kein Leid gibt, auf welches nicht Freude folgete, kein Unglück, welches nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst du das Ende deiner Betrübniß sehen, so steh auf, reise nach Aegypten, und zwar nach Kahiro: ein großes Glück erwartet dich dort!"

Der Fürst war bei seinem Erwachen über diesen Traum betroffen. Er sprach sehr ernsthaft davon zu der Königin Mutter, welche nur darüber lachte.

„Mein Sohn," sprach sie zu ihm, „willst du nicht etwa auf diesen schönen Traum hin nach Aegypten reisen?"

„Warum nicht, Frau Mutter?" antwortete Seyn, „haltet ihr denn alle Thräume für leere Hirngespinnste? Nein, nein, es gibt sehr geheimnißvolle darunter. Meine Lehrmeister haben mir tausend Geschichten davon erzählt, welche das nicht bezweifeln lassen [12]). Wenn ich übrigens auch nicht hievon überzeugt wäre, so könnte ich mich doch

nicht erwehren, auf diesen meinen Traum zu achten. Der Greis, der mir erschienen ist, hatte etwas Uebernatürliches an sich. Es ist nicht einer von jenen Menschen, welche das bloße Alter ehrwürdig macht; ich weiß nicht, welches göttliche Wesen über seine Gestalt verbreitet war. Kurz, er erschien so, wie man uns den großen Propheten vorstellt; und wenn ich es euch aufrichtig bekennen soll, ich glaube, daß er selber es ist, welcher, von meinen Leiden gerührt, sie lindern will. Ich gebe mich dem Vertrauen hin, welches er mir eingeflößt hat, ich bin von seinen Versprechungen erfüllt, und habe beschlossen, seinem Rufe zu folgen."

Die Königin bemühte sich, ihn davon abzulenken, aber sie konnte es nicht dahin bringen. Der Fürst übertrug ihr die Regierung des Reichs, verließ in einer Nacht ganz heimlich den Palast, und begab sich auf den Weg nach Kahiro, ohne jemand zur Begleitung mitzunehmen.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten, langte er in dieser berühmten Stadt an, welche wenige ihres Gleichen hat, sowohl in Ansehung der Größe als der Schönheit. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab, wo er, von Müdigkeit überwältigt, sich niederlegte.

Kaum war er eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach:

„O mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten Glauben beigemessen. Du bist hieher gekommen, ohne dich von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken zu lassen: aber wisse, daß ich dich eine so lange Reise nur deshalb machen ließ, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, daß du Muth und Standhaftigkeit hast. Du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten Fürsten auf Erden mache. Kehre nach Balsora zurück: du wirst in deinem Palast unermeßliche Reichthümer finden. Niemals hat ein König ihrer so viele besessen, als dort sind."

Der Fürst war nicht erbaut von die-

„Ach!“ sprach er bei sich selber, nachdem er erwacht war, „in welchem Irrthume war ich befangen! Dieser Greis, welchen ich für unsern Propheten hielt, ist nichts als ein bloßes Erzeugniß meiner aufgeregten Einbildungskraft. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich zum zweitenmale davon geträumt habe. Auf, zurück nach Balsora: Was soll ich länger hier machen? Es ist mir sehr lieb, daß ich allein meiner Mutter den Beweggrund meiner Reise vertraut habe; ich würde das Mährchen meines Volkes, wenn sie ihn wüßten.“

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und sobald er hier angelangt war, fragte ihn die Königin, ob er zufrieden heimkäme. Er erzählte ihr alles, was vorgegangen war, und schien über seine zu große Leichtgläubigkeit so gekränkt, daß diese Fürstin, anstatt durch Vorwürfe oder Spottreden seinen Verdruß zu vermehren, ihn tröstete. „Betrübe dich nicht länger, mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „wenn Gott dir Reichthümer bestimmt hat, so wirst du sie ohne Mühe bekommen. Sei ruhig; alles, was ich dir empfehlen kann, ist, tugendhaft zu sein. Entsage den Vergnügungen des Tanzes, der Flöte und des purpurfarbigen Weines; fliehe alle diese Lüste; sie waren schon nahe daran, dich zu Grunde zu richten. Bemühe dich, deine Unterthanen zu beglücken; indem du ihr Glück machest, sicherst du zugleich das deine.“

Der König Seyn gelobte, fortan allen Rathschlägen seiner Mutter und seiner weisen Wesyre, welchen sie die Last der Regierung mit übertragen hatte, zu folgen. Aber gleich in der ersten Nacht nach der Rückkehr in seinen Palast, sah er zum drittenmale den Greis, welcher zu ihm sprach:

„O muthvoller Seyn, der Augenblick deines Glücks ist endlich gekommen. Morgen früh, sobald du aufgestanden bist, nimm eine Haue, und geh hin und durchsuche das Kabinet des seligen Königs, du wirst darin einen großen Schatz finden.“

Sobald der Fürst erwacht war, stand er auf. Er lief nach dem Zimmer der Königin und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit den neuen Traum, welchen er so eben gehabt hatte.

„Fürwahr, mein Sohn," erwiederte lächelnd die Königin, „das ist ein recht beharrlicher Greis: er begnügt sich nicht damit, dich zweimal betrogen zu haben; bist du gesonnen, ihm nochmals zu trauen?"

„Nein, Frau Mutter," antwortete Seyn, „ich glaube keinesweges, was er mir gesagt hat; aber ich will doch zum Spaße das Kabinet meines Vaters durchsuchen."

„Oh, ich dachte es wohl," rief die Königin mit lautem Gelächter aus; „geh hin, mein Sohn, und befriedige dich. Was mich dabei tröstet, ist, daß die Sache nicht so ermüdend ist, als die Reise nach Aegypten."

„Nun ja, liebe Mutter," erwiederte der König, „ich will es bekennen, dieser dritte Traum hat mir wieder Vertrauen gegeben: er hängt mit den beiden vorigen zusammen. Denn erwägen wir nur alle Worte des Greises, so hat er zuerst mir befohlen, nach Aegypten zu gehen; dort hat er mir gesagt, daß er mich diese Reise nur machen lassen, um mich auf die Probe zu stellen.

„Kehre nach Balsora zurück," sagte er hierauf; „dort sollst du Schätze finden."

Diese Nacht endlich hat er mir genau den Ort angezeigt, wo dieselben sind.

Diese drei Träume, wie mich dünkt, hangen zusammen; sie haben nichts Zweideutiges, keinen Umstand, der in Verlegenheit setzt. Bei alle dem können es Hirngespinnste sein: aber ich will lieber eine vergebliche Untersuchung anstellen, als mir mein lebelang vorzuwerfen haben, daß ich vielleicht große Reichthümer verscherzt habe, indem ich zur Unzeit den Freigeist spielte."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer der Königin, ließ sich eine Haue geben, und ging allein in das Gemach des Königs. Er fing an zu wühlen, und hob

mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens auf, ohne den geringsten Anschein eines Schatzes zu gewahren. Er ließ ab von der Arbeit, um ein wenig auszuruhen, und sprach bei sich selber: „Ich fürchte sehr, meine Mutter hat Recht, mich zu verspotten.“

Nichtsdestoweniger faßte er wieder Muth, und setzte seine Arbeit fort. Er hatte nicht Ursache, es zu bereuen, denn er entdeckte auf einmal einen weißen Stein, welchen er aufhub, und darunter fand er eine verschlossene Thür, mit einem stählernen Vorlegeschlosse.

Zweihundert und zwei und achtzigste Nacht.

Er zerschlug es mit der Haue, und öffnete die Thüre, welche eine Treppe von weißem Marmor verdeckte. Sogleich zündete er eine Wachskerze an, und stieg diese Treppe hinab in ein mit Chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decke von Krystall waren. Aber seine Aufmerksamkeit heftete sich besonders auf vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyr-Urnen standen. Er wähnte, sie wären voller Wein, und sprach: „Auch gut, dieser Wein muß recht alt sein: ich zweifle nicht, daß er vortrefflich sei.“

Er näherte sich einer der Urnen, nahm den Deckel ab, und sah mit eben so viel Ueberraschung als Freude, daß sie voll Goldstücke waren. Er untersuchte nun auch die übrigen, eine nach der andern, und fand sie alle voll Zeckinen. Er nahm davon eine Handvoll und trug sie seiner Mutter hin.

Man kann sich vorstellen, in welches Erstaunen diese Fürstin gerieth, als der König ihr alles erzählte, was er gesehen hatte. „O mein Sohn,“ rief sie aus, „hüte dich wohl, auch alle diese Reichthümer so thöricht zu verschwenden, wie du es mit dem königlichen Schatze gemacht hast! Gib deinen Feinden nicht einen so triftigen Grund zur Schadenfreude!“

„Nein, liebe Mutter," antwortete Seyn, „ich werde von nun an auf eine Weise leben, die euch völlig genugthun soll."

Die Königin bat den König, ihren Sohn, sie in das wundervolle Gemach zu führen, welches der König, ihr Gemahl, so heimlich hatte machen lassen, daß sie nie davon reden gehört hatte.

Seyn führte sie in das Kabinet, half ihr die Marmortreppe hinabsteigen, und ließ sie in das Zimmer mit den Urnen treten. Sie betrachtete alle Dinge darin mit forschenden Blicken, und gewahrte in einem kleinen Winkel noch eine kleine Urne, ebenfalls von Porphyr, welche der Prinz noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieselbe, öffnete sie, und fand darin einen goldenen Schlüssel.

„Mein Sohn," sagte hierauf die Königin, „dieser Schlüssel verschließt ohne Zweifel noch einen andern Schatz. Laß uns überall suchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er bestimmt ist."

Sie untersuchten das Gemach mie der höchsten Aufmerksamkeit, und fanden endlich mitten in der Wandbekleidung ein Schloß. Sie hielten es für das, zu welchem sie den Schlüssel gefunden hatten, und der König versuchte ihn auf der Stelle. Sogleich öffnete sich die Thüre und zeigte ihnen ein anderes Gemach, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegenem Golde standen, von welchen achte jedes ein Standbild aus einem einzigen Diamante trugen, und diese Standbilder strahlten solchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„O Himmel," rief Seyn ganz erstaunt aus, „wo hat mein Vater so köstliche Sachen erhalten?"

Das neunte Fußgestell verdoppelte sein Erstaunen; denn auf demselben lag ein Stück weißer Atlas, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

„O mein lieber Sohn, diese acht Bildsäulen haben mir viel Mühe gekostet zu erwerben! Aber obgleich sie von großer Schönheit sind, so wisse, daß es noch eine

neunte auf der Welt gibt, welche sie übertrifft; sie allein ist mehr werth, als tausend solche, wie du hier siehst. Willst du Besitzer derselben werden, so geh nach Kahiro, in Aegypten. Dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Mobarek [13]); der erste, dem du begegnest, wird dir seine Wohnung zeigen. Geh, suche ihn auf; sage ihm alles, was dir begegnet ist. Er wird dich für meinen Sohn erkennen, und dich nach dem Orte führen, wo dieses wunderbare Bild ist, welches du zu deinem Heile gewinnen wirst."

Nachdem der König diese Worte gelesen hatte, sprach er zu der Königin: „Ich will dieses neunte Standbild nicht missen; es muß ein sehr seltenes Stück sein, weil diese hier alle mit einander nicht so viel werth sind. Ich reise alsbald nach Groß-Kahiro. Ich glaube nicht, liebe Mutter, daß ihr meinen Entschluß tadeln werdet."

„Nein, mein Sohn," antwortete die Königin, „ich widersetze mich dem nicht. Du stehst ohne Zweifel unter der Obhut unsers großen Propheten; er wird nicht zulassen, daß du auf dieser Reise umkommest. Reise, wann es dir gefällt. Deine Wesyre und ich, wir wollen schon während deiner Abwesenheit den Staat regieren."

Der König ließ sogleich alles zur Reise in den Stand setzen; aber er wollte nur eine kleine Anzahl Sklaven zum Gefolge mitnehmen.

Zweihundert und drei und achtzigste Nacht.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Fahrt. Er kam nach Kahiro, wo er sich nach Mobarek erkundigte. Man sagte ihm, er wäre einer der reichsten Bürger in der Stadt, er lebe als ein großer Herr, und sein Haus stünde besonders den Fremden offen.

Seyn ließ sich dahin führen. Er klopfte an die Thüre. Ein Sklave öffnet, und fragt: „Was wünschet ihr, und wer seid ihr?"

„Ich bin ein Fremder," antwortete der Prinz. „Ich habe von der Großmuth des Herrn Mobarek gehört, und komme bei ihm zu wohnen."

Der Sklave bat Seyn, einen Augenblick zu warten; dann ging er hin und meldete es seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Thüre, und sagte dem Prinzen, er wäre willkommen.

Hierauf trat Seyn hinein, ging durch einen großen Hof, und gelangte in einen prächtig ausgezierten Saal, wo Mobarek ihn erwartete, ihn sehr höflich empfing, und ihm für die Ehre dankte, welche er ihm dadurch erzeigte, daß er eine Wohnung bei ihm vorlieb nehmen wollte.

Der König erwiederte diese Höflichkeit, und sprach dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora, und nenne mich Seyn Alasnam."

„Dieser König," sagte Mobarek, „ist einst mein Herr gewesen; aber, Herr, ich weiß nicht, daß er einen Sohn gehabt hat. Wie alt seid ihr?"

„Ich bin zwanzig Jahre alt," antwortete der Fürst. „Wie lange ist es her, daß ihr den Hof meines Vaters verlassen habt?"

„Es sind beinahe zwei und zwanzig Jahre," antwortete Mobarek. „Aber wodurch wollt ihr mich überzeugen, daß ihr sein Sohn seid?"

„Mein Vater," versetzte Seyn, „hatte unter seinem Kabinet ein unterirdisches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyr-Urnen, alle voll Goldes gefunden habe."

„Und was befindet sich dort sonst noch?" fragte Mobarek weiter.

„Es sind dort noch," antwortete der Fürst, „neun Fußgestelle von gediegenem Golde, von welchen achte Standbilder aus Diamanten tragen, und auf dem neunten liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geschrieben hat, was ich thun soll, um das neunte Bild zu erlangen, welches noch köstlicher ist, als die übrigen mit

einander. Ihr wisset den Ort, wo dieses Bild sich befindet, weil auf dem Atlas geschrieben steht, daß ihr mich dahin führen werdet."

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Mobarek sich ihm zu Füßen warf; und indem er ihm die Hand zu wiederholten Malen küßte, rief er aus: „Ich danke Gott, daß er euch hieher gesandt hat. Ich erkenne euch für den Sohn des Königs von Balsora. Wenn ihr nach dem Orte wollt, wo dies wunderbare Standbild sich befindet, so will ich euch dahin führen. Aber ihr müßt euch hier zuvor einige Tage ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kahiro ein Fest. Wir waren gerade bei Tische, als man mir eure Ankunft meldete. Würdet ihr es wohl verschmähen, Herr, herein zu kommen und euch mit uns zu erfreuen?"

„Nein," antwortete Seyn, „ich werde mich freuen, an eurem Feste theilzunehmen."

Sogleich führte Mobarek ihn in einen Kuppelsaal, worin die Gesellschaft war. Er führte ihn zum Sitz an der Tafel, und begann, ihn knieend zu bedienen. Die Großen von Kahiro waren darüber verwundert, und sprachen leise unter einander: „Ei, wer ist doch dieser Fremde, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem sie gegessen hatten, nahm Mobarek das Wort: „Meine Herren," sprach er, „verwundert euch nicht, daß ihr mich auf solche Weise diesen jungen Fremden bedienen sahet. Wisset, er ist der Sohn des Königs von Balsora, meines Herrn. Sein Vater kaufte mich für sein eigenes Geld; er ist gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken: also bin ich annoch Sklave, und folglich gehört all mein Habe und Gut von rechtswegen diesem jungen Fürsten, seinem einzigen Erben [14])."

Seyn unterbrach ihn an dieser Stelle, und sprach zu ihm: „O Mobarek, ich erkläre vor allen diesen Herren, daß ich euch von diesem Augenblick an freigebe, und daß ich euch selbst und alles, was ihr besitzt, von meinem Ei-

genthume absondere; überdies besinnet euch, was ich euch sonst noch geben soll."

Mobarek küßte auf diese Rede den Boden, und machte dem Fürsten große Danksagungen.

Hierauf setzte man den Wein auf: sie tranken den ganzen übrigen Tag; und am Abend wurden Geschenke unter die Gäste vertheilt, welche heimgingen.

Am folgenden Morgen sprach Seyn zu Mobarek: „Ich habe mich genug ausgeruhet. Ich bin nicht nach Kahiro gekommen, um lustig zu leben. Ich will das neunte Standbild haben, und es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, es zu erobern."

„Herr," antwortete Mobarek, „ich bin bereit, eurem Verlangen nachzugeben; aber ihr kennt nicht alle Gefahren, die mit dieser kostbaren Eroberung verknüpft sind."

„Welche Gefahr auch dabei sei," entgegnete der Fürst, „ich habe beschlossen, sie zu bestehen. Ich komme dabei um, oder gelange zum Ziele. Alles was geschieht, kömmt von Gott. Begleitet mich nur, und seid eben so standhaft, wie ich."

Als Mobarek ihn zur Abreise entschlossen sah, rief er seinem Gesinde und befahl ihnen, alles zur Fahrt in den Stand setzen. Demnächst verrichteten der Fürst und er die vorgeschriebene Abwaschung und das Gebet Fars [15]); worauf sie sich auf den Weg machten.

Sie bemerkten auf ihrem Wege zahllose seltene und wunderbare Dinge. So ritten sie mehrere Tage fort, bis sie auf ein sehr anmuthiges Gefilde kamen, wo sie vom Pferde stiegen. Hier nun sprach Mobarek zu seinem ganzen Gefolge: „Bleibet an diesem Orte, und bewahret sorgfältig unser Reisezeug bis zu unserer Rückkehr." Dann sagte er zu Seyn: „Kommet, Herr, laßt uns allein fürder gehen; wir sind nahe an dem schrecklichen Orte, wo das neunte Standbild bewahrt wird: ihr bedürft nun eures ganzen Muthes."

Sie kamen bald ans Ufer eines großen Sees. Mo=

barek setzte sich hier nieder, und sprach zu dem Fürsten: „Wir müssen über dieses Meer."

„Ei, wie kämen wir denn hinüber?" fragte Seyn. „Wir haben ja kein Schiff."

„Ihr werdet im Augenblick eins erscheinen sehen," fuhr Mobarek fort, „die Zauberbarke des Königs der Geister wird kommen, uns abzuholen; aber merket wohl, was ich euch sage: man muß ein tiefes Stillschweigen beobachten; sprechet also nicht mit dem Schiffmanne: wie seltsam euch seine Gestalt auch vorkomme, und was ihr auch Außerordentliches gewahret, saget gar nichts; denn ich warne euch, wenn ihr auf der Barke ein einziges Wort aussprecht, so versinkt die Barke in die Fluthen."

„Ich will schon schweigen," sagte der Prinz. „Ihr dürft mir nur vorschreiben, was ich thun soll, und ich werde es ganz genau erfüllen."

Indem er dies sprach, bemerkte er plötzlich auf dem See eine Barke von rothem Sandelholze; sie hatte einen Mast von feinem Ambra mit einer Flagge von blauem Atlas. Drinnen war allein der Schiffmann, dessen Kopf einem Elephantenkopfe glich, so wie der Leib die Gestalt eines Tigers hatte.

Als das Fahrzeug sich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Schiffmann einen nach dem andern mit seinem Rüssel, und setzte sie in sein Schiff. Sodann fuhr er sie in einem Augenblick nach der andern Seite des Sees über. Hier setzte er sie wieder mit seinem Rüssel ans Land, und verschwand alsbald sammt der Barke.

Zweihundert und vier und achtzigste Nacht.

„Jetzo können wir sprechen," sagte Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister; es gibt keine ähnliche auf der ganzen Welt. Blicket nach allen Seiten, mein Fürst, gibt es einen reizenderen Ort? Dies

ist ohne Zweifel ein wahrhaftes Abbild des entzückenden Aufenthaltes, welchen Gott den gläubigen Beobachtern unsers Gesetzes verheißen hat. Sehet hier die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geschmückt. Bewundert diese schönen Bäume, deren köstliche Früchte die Zweige bis zur Erde herabbeugen. Erfreuet euch des vielstimmigen und wohllautigen Gesanges, womit zahllose Vögel von tausend in andern Ländern unbekannten, Gattungen die Luft erfüllen!"

Seyn konnte nicht müde werden, die Schönheiten aller ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und er bemerkte immer neue, je weiter er auf der Insel fortging.

Endlich gelangten sie zu einem Palaste von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf dessen Rande in abgemessenen Zwischenräumen so hohe Bäume standen, daß ihr Schatten den ganzen Palast bedeckte. Der Thüre gegenüber, welche von gediegenem Golde war, stand eine Brücke aus einer einzigen Fischschuppe, obgleich sie wenigstens sechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke sah man eine Schaar Geister von ungeheurer Größe, welche den Eingang des Schlosses mit dicken Kolben von Chinesischem Stahle vertheidigten.

„Gehen wir nicht von dannen," sprach Mobarek, „diese Geister würden uns erschlagen; und wenn wir sie verhindern wollen, zu uns zu kommen, so muß eine magische Vorrichtung gemacht werden."

Zu gleicher Zeit zog er aus einem Beutel unter seinem Rocke vier Streifen gelben Tafts hervor. Mit dem einen umwand er seinen Gürtel, und den andern heftete er auf seinen Rücken; die beiden übrigen gab er dem Fürsten, welcher damit dasselbe vornahm. Darnach breitete Mobarek zwei große Tischtücher auf der Erde aus, auf deren Rand er einige Edelgesteine mit Moschus und Ambra legte. Er setzte sich dann auf eins dieser Tücher, und Seyn auf das andere. Hierauf sprach Mobarek folgendermaßen zu dem Fürsten:

„Herr, ich werde jetzo den König der Geister beschwören, welcher den uns vor Augen stehenden Palast bewohnt: möchte er ohne Zorn zu uns kommen! Ich bekenne euch, daß ich nicht ohne Unruhe über den Empfang bin, welchen er uns bereiten wird. Wenn unsere Ankunft auf seiner Insel ihm mißfällt, so wird er uns unter der Gestalt eines entsetzlichen Ungeheuers erscheinen; wenn er dagegen unsere Absicht gut heißt, wird er sich in der Gestalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns steht, müßt ihr aufstehen und ihn begrüßen, ohne jedoch von eurem Tuche zu treten, weil ihr unfehlbar des Todes wäret, wenn ihr es verließet. Sprechet zu ihm:

„Unumschränkter Meister der Geister, mein Vater, der euer Diener war, ist durch den Engel des Todes hinweggeführt: möchte Euer Majestät mich beschützen, wie ihr immerdar meinen Vater beschützt habt!

Und wenn nun der Geisterkönig," fügte Mobarek hinzu, „euch fragt, welche Gnade ihr euch von ihm erbittet, so antwortet ihm:

„Herr, es ist das neunte Standbild, welches ich euch unterthänigst bitte mir zu schenken."

Nachdem Mobarek auf solche Weise den König Seyn unterrichtet hatte, fing er die Beschwörungen an.

Alsbald wurden ihre Augen von einem langen Wetterstrahle geblendet, auf welchen ein Donnerschlag folgte. Die ganze Insel bedeckte plötzlich dicke Finsterniß; es erhob sich ein wüthender Sturm, und hierauf hörte man einen entsetzlichen Schrei: der Boden schütterte, und man spürte ein Erdbeben, wie es einst Asrafyel [16]) am Tage des jüngsten Gerichtes erregen wird.

Seyn spürte einige Bewegung, und wollte schon aus diesem Getöse eine üble Vorbedeutung ziehen, als Mobarek, der besser wußte, was davon zu halten war, anfing zu lächeln, und zu ihm sagte:

„Beruhigt euch, mein Fürst, alles geht gut."

In der That erschien in demselben Augenblicke der

Geisterkönig in der Gestalt eines schönen Mannes. Gleichwohl hatte er in seinem Wesen immer etwas Furchtbares.

Sobald der König Seyn ihn erblickte, redete er ihn so höflich an, wie Mobarek ihn gelehrt hatte. Der König der Geister lächelte darüber, und antwortete: „O mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und so oft er herkam, mir seine Ehrfurcht zu bezeigen, machte ich ihm ein Standbild zum Geschenke, welches er mitnahm. Ich habe nicht minder Liebe zu dir. Ich nöthigte deinen Vater, einige Tage vor seinem Tode, das zu schreiben, was du auf dem weißen Atlas gelesen hast! Ich versprach ihm, dich unter meine Obhut zu nehmen, und dir das neunte Standbild zu geben, dessen Schönheit diejenigen übertrifft, welche du schon hast. Ich habe angefangen, mein Versprechen zu erfüllen: ich bin es, den du im Traume unter der Gestalt eines Greises gesehen hast. Ich habe dich die unterirdischen Gemächer mit den Urnen und Standbildern finden lassen. Ich habe großen Theil an allem, was dir begegnet ist, oder vielmehr ich bin die Ursache davon. Ich weiß, was dich hieher führt. Du sollst erhalten, was du verlangst. Wenn ich auch deinem Vater nicht versprochen hätte, es dir zu geben, so würde ich es dir jedoch gern bewilligen. Aber du mußt mir zuvor bei allem, was einen Eid unverletzlich macht, schwören, wieder nach dieser Insel zu kommen, und mir eine Jungfrau zu bringen, die in ihrem funfzehnten Jahre ist, und niemals weder einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen. Sie muß überdies von vollkommener Schönheit sein, und du mußt dich dergestalt selbst beherrschen, daß du nicht das Verlangen ihres Besitzes aufkommen läßt, indem du sie hieher führst."

Seyn leistete kühnlich den von ihm geforderten Eid. „Aber, Herr," fragte er hierauf, „wenn ich nun auch glücklich genug bin, eine solche Jungfrau zu finden, wie ihr sie von mir verlangt, woran soll ich erkennen, daß ich sie gefunden habe?"

„Ich gestehe," antwortete lächelnd der Geisterkönig, „daß dich der Anschein täuschen könnte. Dies geht über die Kenntniß der Kinder Adams 17); auch habe ich nicht die Absicht, mich darüber auf dich zu verlassen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der sicherer ist als alle Vermuthungen. Sobald du eine vollkommen schöne funfzehnjährige Jungfrau findest, darfst du nur in deinen Spiegel schauen: du wirst darin das Bild dieser Jungfrau sehen und das Glas wird rein und klar bleiben, wenn die Jungfrau keusch ist; wenn dagegen das Glas sich trübt, so ist das ein sicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer sittsam gewesen ist, oder wenigstens doch den Wunsch gehegt hat, es nicht länger zu bleiben. Vergiß nur nicht den Eid, welchen du mir geleistet hast, halt ihn als Mann von Ehre: sonst nehme ich dir das Leben, wie lieb ich dich auch habe."

Der König Seyn betheuerte von neuem, daß er gewissenhaft sein Wort halten würde.

Alsdann gab der Geisterkönig ihm einen Spiegel in die Hand, mit den Worten: „O mein Sohn, du kannst wiederkommen, wann du willst: hier ist der Spiegel, dessen du dich bedienen mußt."

Seyn und Mobarek nahmen Abschied von dem Geisterkönig nnd wanderten dem See zu. Der elephantenköpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen, und setzte sie auf dieselbe Weise wieder hinüber, wie er sie hergebracht hatte. Sie begaben sich wieder zu ihrem Gefolge, mit welchem sie nach Kahiro zurückkehrten.

Der König Alasnam ruhte sich einige Tage bei Mobarek. Darnach sprach er zu ihm: „Laßt uns nach Bagdad reisen, und dort eine Jungfrau für den König der Geister suchen."

„Ei, sind wir denn nicht in Groß-Kahiro?" antwortete Mobarek, „sollten nicht auch hier schöne Jungfrauen zu finden sein?"

„Ihr habt Recht," erwiederte der Fürst, „aber wie sollen wir sie auffinden?"

„Seid deshalb unbesorgt, Herr," versetzte Mobarek, „ich kenne ein sehr gewandtes altes Weib, der will ich dieses Geschäft auftragen: sie wird es sehr gut ausrichten."

Wirklich hatte die Alte die Geschicklichkeit, den König eine große Menge sehr schöner funfzehnjähriger Mädchen sehen zu lassen; aber wenn er, nach ihrer Beschauung, seinen Spiegel befragte, so trübte der fatale Probierstein ihrer Tugend, das Glas, sich bei jeder. Alle funfzehnjährige Jungfrauen des Hofes und der Stadt wurden, eine nach der andern, geprüft: und bei keiner blieb das Glas rein und hell.

Als sie nun sahen, daß in Groß-Kahiro keine keusche Jungfrau zu finden war, reisten sie beide nach Bagdad. Sie mietheten einen prächtigen Palast in einem der schönsten Stadtviertel. Hier fingen sie an herrlich zu leben; sie hielten offene Tafel; und nachdem alle Gäste im Palaste gegessen hatten, wurde das Uebrige den Derwischen hingetragen, welche bequemlich davon lebten.

Nun wohnte in diesem Stadtviertel ein Imam, Namens Bubekir [18]) Müessin. Dies war ein eitler, stolzer und neidischer Mann. Er haßte alle reiche Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend erbitterte ihn gegen die Wohlfahrt seines Nächsten. Er hörte von Seyn Alasnam und von dem Ueberflusse reden, welcher bei ihm herrschte. Mehr bedurfte es nicht für ihn, um diesen Fürsten zu verabscheuen. Er trieb die Sache sogar so weit, daß er eines Tages in der Moschee, nach dem Abendgebete, zu dem Volke sprach: „O meine Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder in unser Stadtviertel gezogen ist, welcher täglich ungeheure Summen verzehrt. Wer weiß? dieser Unbekannte ist vielleicht ein Verbrecher, der in seinem Lande so viel zusammengestohlen hat, und in diese große Stadt kömmt, um sich hier gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut sein, meine Brüder: wenn der Chalyf

erfährt, daß ein solcher Mann in unserm Viertel wohnt, so ist zu fürchten, er werde uns bestrafen, daß wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für mein Theil erkläre euch, ich wasche meine Hände in Unschuld; und wenn daraus ein Unglück entsteht, so ist es nicht meine Schuld."

Das Volk, welches sich leicht bereden läßt, rief einstimmig Bubekir zu:

„Das ist eure Sache, Imam, zeiget es dem Staatsrathe an!"

Hierauf ging der Imam [19]) vergnügt nach Hause, und schickte sich an, eine Denkschrift aufzusetzen, welche er am nächsten Morgen dem Chalyfen überreichen wollte.

Zweihundert und fünf und achtzigste Nacht.

Aber Mobarek, der dem Gebete beigewohnt, und mit den Andern die Rede des Geistlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldstücke in ein Tuch, machte ein Päckchen von mehreren Seidenstoffen, und ging damit zu Bubekir.

Der Imam fragte ihn mit barschem Tone, was er wollte. „O weiser Lehrer," antwortete ihm Mobarek freundlich, indem er ihm das Geld und das Seidenzeug in die Hand drückte, „ich bin euer Nachbar und ergebener Diener: ich komme von Seiten des Fürsten Alasnam, welcher in diesem Viertel wohnt. Er hat von euren Verdiensten gehört, und mir aufgetragen, euch zu sagen, daß er eure Bekanntschaft zu machen wünscht. Unterdessen bittet er euch, dies kleine Geschenk anzunehmen."

Bubekir war entzückt vor Freuden, und antwortete Mobarek: „Ich ersuche euch, Herr, bittet den Fürsten recht sehr um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beschämt, ihn noch nicht besucht zu haben; aber ich will meinen Fehler wieder gut machen, und gleich morgen hingehen und meine Schuldigkeit thun."

In der That, schon am folgenden Tage sprach er nach dem Morgengebete zu dem Volke: „Wisset, meine

Brüder, kein Mensch ist ohne Feinde. Der Neid greift vor allen diejenigen an, die große Güter haben. Der Fremde, von welchem ich gestern Abend euch sagte, ist kein Bösewicht, wie etliche übelwollende Leute mir einbilden wollten; es ist ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüten wir uns wohl, dem Chalyfen irgend einen bösen Bericht von ihm zu machen."

Nachdem Bubekir durch diese Rede die üble Meinung von Seyn wieder vertilgt, welche er am vorigen Abend den Leuten beigebracht hatte, ging er wieder nach Hause. Er legte seine Feierkleider an, und ging hin, den jungen Fürsten zu besuchen, welcher ihn sehr freundlich empfing. Nach mehreren Höflichkeiten von beiden Seiten, sprach Bubekir zu dem Fürsten:

„Herr, gedenkt ihr lange in Bagdad zu verweilen?"

„Ich werde hier bleiben," antwortete ihm Seyn, „bis ich eine funfzehnjährige, vollkommen schöne und so keusche Jungfrau finde, daß sie nie einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen."

„Da sucht ihr ein gar seltnes Ding," versetzte der Imam, „und ich würde sehr fürchten, daß euer Suchen fruchtlos wäre, wenn ich nicht wüßte, wo es eine Jungfrau dieser Art gibt. Ihr Vater war ehemals Wesyr; aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn ihr wollt, Herr, so will ich hingehen, und für euch um sie anhalten: ich zweifle nicht, daß er sich sehr freuen wird, einen Schwiegersohn von eurer Geburt zu erhalten."

„Nicht so rasch," versetzte der Fürst: „ich will diese Jungfrau nicht heirathen, bevor ich nicht weiß, ob sie mir ansteht. In Betreff ihrer Schönheit kann ich mich wohl auf euch verlassen; aber in Rücksicht ihrer Tugend, welche Gewährleistung könnet ihr mir darüber geben?"

„Ei nun, welche Gewährleistung verlangt ihr?" fragte Bubekir.

„Ich muß sie von Angesicht sehen," antwortete Seyn: „mehr begehre ich nicht, um mich zu bestimmen."

„Ihr versteht euch also auf die Gesichtszüge?" versetzte lächelnd der Imam. „Nun gut: kommet mit mir zu ihrem Vater; ich will ihn bitten, sie euch auf einen Augenblick in seiner Gegenwart sehen zu lassen."

Der Müessin führte den Fürsten zu dem Vater, der nicht sobald von der Geburt und der Absicht Seyns unterrichtet war, als er seine Tochter kommen ließ, und ihr gebot, den Schleier abzunehmen.

Niemals hatte sich eine so vollkommene und so anziehende Schönheit den Augen des jungen Königs von Balsora dargeboten; er war ganz erstaunt darüber. Und sobald er nur die Probe anstellen konnte, ob diese Jungfrau eben so keusch als schön wäre, zog er seinen Spiegel hervor: und siehe, das Glas blieb rein und hell.

Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden hatte, wie er sie wünschte, so hielt er bei dem Wesyr um sie an. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt: er kam, und der Heirathsvertrag wurde gemacht, und das Gebet dabei gesprochen [20]).

Nach dieser Feierlichkeit, führte Seyn den Wesyr in sein Haus, wo er ihn prächtig bewirthete, und ihm ansehnliche Geschenke machte. Demnächst sandte er der Braut durch Mobarek eine Anzahl von Juwelen; und dieser führte sie ihm in sein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Seyns angemessnen Pracht gefeiert wurde.

Als alle Gäste heimgegangen waren, sprach Mobarek zu seinem Herrn: „Auf, Herr! lasset uns nicht länger in Bagdad verweilen, sondern nach Kahiro zurückkehren. Gedenket des Versprechens, welches ihr dem Könige der Geister gethan habt."

„Laßt uns reisen," antwortete der Fürst; „ich will es treulich erfüllen. Ich bekenne euch indessen, mein lieber Mobarek, daß, wenn ich auch dem Könige der Geister gehorche, ich es jedoch nur mit Zwang thue. Das Fräu-

lein, welches ich eben geheirathet habe, ist bezaubernd, und ich gerathe in Versuchung, sie nach Balsora zu führen und auf den Thron zu setzen."

„Ach, Herr," entgegnete Mobarek, „hütet euch wohl, eurem Gelüste zu folgen. Beherrschet eure Leidenschaft; und was es euch auch für Ueberwindung kosten mag, haltet dem Könige der Geister euer Wort."

„Wohlan, Mobarek," sagte der Fürst, „sorget nur dafür, mir diese liebenswürdige Jungfrau zu verbergen, daß sie nimmermehr meinen Augen begegne! Vielleicht habe ich sie nur schon zu viel gesehen!"

Mabarek ließ nun die Anstalten zur Abreise machen. Sie kehrten nach Kahiro zurück, und nahmen von dort den Weg nach der Insel des Königs der Geister.

Als sie dort anlangten, sprach die Braut, welche die Reise in der Sänfte gemacht, und den Prinzen seit dem Hochzeittage nicht wieder gesehen hatte, zu Mobarek: „Wo sind wir denn? Werden wir nicht bald in das Reich des Königs, meines Gemahls, kommen?"

„Gnädige Frau," antwortete Mobarek, „es ist Zeit, euch zu enttäuschen. Der König Seyn hat euch nur geheirathet, um euch aus dem Hause eures Vaters zu bekommen. Nicht um euch zur Königin von Balsora zu machen, hat er sich mit euch vermählt, sondern um euch dem Könige der Geister zu überliefern, welcher eine solche Jungfrau, wie ihr seid, von ihm gefordert hat."

Auf diese Erklärung fing sie bitterlich an zu weinen, so daß der Fürst und Mobarek sehr erweicht wurden. „Habet Mitleid mit mir," sprach sie zu ihnen. „Ich bin eine Fremde: ihr müßt die an mir begangene Verrätherei vor Gott verantworten."

Ihre Thränen und ihre Klagen waren fruchtlos. Man stellte sie dem Könige der Geister vor, welcher, nachdem er sie mit Aufmerksamkeie betrachtet hatte, zu Seyn sprach: „Fürst, ich bin zufrieden mit dir. Die Jungfrau, welche du mir hergeführt hast, ist reizend und keusch; und deine

Selbstüberwindung, um mir Wort zu halten, ist mir angenehm. Kehre heim in dein Reich. Wenn du in das unterirdische Gemach der acht Standbilder trittst, so wirst du darin das neunte finden, welches ich dir versprochen habe: ich werde es durch meine Geister dorthin bringen lassen."

Seyn dankte dem Könige der Geister, und reiste mit Mobarek wieder nach Kahiro. Aber er blieb nicht lange in dieser Stadt: die Ungeduld nach dem neunten Standbilde beschleunigte seine Abreise. Indessen unterließ er nicht, häufig an seine gewesene Braut zu denken; er machte sich Vorwürfe über den gegen sie verübten Betrug, und betrachtete sich als die einzige Ursache ihres Unglücks. „Weh mir!" sprach er bei sich selber, „ich habe sie der Zärtlichkeit ihres Vaters entzogen, um sie einem Geiste zu opfern. O unvergleichliche Schönheit, du verdientest ein besseres Schicksal!"

Erfüllt von diesem Gedanken, kam der König Seyn endlich wieder in Balsora an, wo seine Unterthanen, entzückt über seine Heimkehr, große Freudenfeste anstellten. Er begab sich sogleich zur Königin Mutter, um ihr von seiner Reise Bericht abzustatten; und diese freute sich sehr, zu vernehmen, daß er das neunte Standbild erhalten hatte.

„Komm, mein Sohn," sprach sie, „laß es uns sehen; denn ohne Zweifel ist es schon in dem unterirdischen Gemache, weil der König der Geister dir verheißen hat, daß du es darin finden würdest."

Der junge König und seine Mutter, beide voll Ungeduld, dieses wunderbare Standbild zu schauen, stiegen in das unterirdische Gemach hinab, und traten in das Zimmer der Standbilder. Aber wie groß war ihre Ueberraschung, als sie, anstatt eines diamantenen Standbildes, auf dem neunten Fußgestelle eine wunderschöne Jungfrau erblickten, welche der König sogleich für diejenige erkannte, die er nach der Geisterinsel geführt hatte.

„Mein König," sprach zu ihm die Jungfrau, „ihr

seid sehr verwundert, mich hier zu sehen! Ihr erwartet, etwas viel Köstlicheres zu finden, als mich, und ich zweifle nicht, daß es in diesem Augenblick euch gereuet, euch so viel Mühe gegeben zu haben. Ihr versprachet euch eine schönere Belohnung."

„Nein, geliebte Frau," antwortete Seyn, „der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mehr als einmal daran dachte, dem Geisterkönig mein Wort zu brechen, und euch für mich zu erhalten. Wie kostbar auch ein diamantenes Standbild sei, kann es die Wonne aufwiegen, euch zu besitzen? Ich liebe euch mehr, als alle Diamanten und alle Reichthümer der Welt."

Indem er diese Worte aussprach, hörte man einen Donnerschlag, von welchem das unterirdische Gemach erbebte.

Die Mutter Seyns war darüber erschrocken; aber der König der Geister, welcher plötzlich erschien, zerstreute ihre Furcht. „Königin," sprach er zu ihr, „ich beschütze und liebe euren Sohn. Ich wollte sehen, ob er in seinem Alter im Stande wäre, seine Leidenschaft zu bezähmen. Ich weiß wohl, daß die Reize dieser jungen Schönen ihn versucht haben, und daß er sein mir gegebenes Versprechen, ihren Besitz nicht zu wünschen, nicht genau gehalten hat; aber ich kenne zu gut die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, um darüber zu zürnen, und ich bewundere seine Zurückhaltung. Hier ist nun dieses neunte Standbild, welches ich ihm bestimmt hatte: es ist viel seltener und viel köstlicher, als alle die andern! — König Seyn," fuhr er fort, indem er sich zu ihm wandte, „lebe glücklich mit dieser jungen Frau, sie ist deine Gemahlin; und willst du, daß sie dir treu und beständig sei, so liebe sie immerdar; aber liebe sie nur allein: gib ihr keine Nebenbuhlerin, und ich verbürge dir ihre Treue."

Mit diesen Worten verschwand der Geisterkönig; und Seyn, entzückt über seine Braut, feierte denselben Tag noch seine Hochzeit, und ließ sie als Königin von Bal-

sora ausrufen: und diese beiden stets treuen und liebevollen Gatten verlebten mit einander eine lange Reihe von Jahren."

Die Sultanin von Indien hatte kaum die Geschichte des Königs Seyn Alasnam vollendet, als sie schon um die Erlaubniß bat, eine andere anzufangen. Schachriar bewilligte sie ihr für die folgende Nacht, weil der Tag schon anbrechen wollte.

Zweihundert und sechs und achtzigste Nacht.

Geschichte Chodadads und seiner Brüder [21]).

Die Geschichtschreiber des Königreichs Dyarbekir [22]) erzählen von einem sehr mächtigen und reichen Könige, welcher in der Stadt Harran herrschte. Er liebte seine Unterthanen nicht weniger, als er von ihnen geliebt wurde. Er besaß tausend Tugenden, und es fehlte ihm nichts zu seinem vollkommenen Glücke, als ein Erbe.

Obwohl er in seinem Seraï [23]) die schönsten Weiber von der Welt hatte, so konnte er doch keine Kinder von ihnen erhalten. Er bat unaufhörlich den Himmel darum; endlich, in einer Nacht, da er im süßen Schlafe lag, erschien ihm ein freundlicher Mann, oder vielmehr ein Prophet, und sprach zu ihm:

„Deine Bitte ist erhört; dir ist endlich gewährt, was du verlangtest. Sobald du erwachst, steh auf, verrichte dein Gebet und mache zwei Kniebeugungen; hierauf geh in den Garten deines Palastes, rufe deinem Gärtner, und laß dir von ihm eine Granate bringen: iß davon so viele Körner, als dir beliebt, und deine Wünsche werden erfüllt werden."

Der König erinnerte sich beim Erwachen dieses Traumes, und dankte dem Himmel dafür. Er stand auf, verrichtete sein Gebet, und machte zwei Kniebeugungen; dann ging er in den Garten, wo er von einer Granate funfzig Körner genau abzählte und dieselben aß.

Er hatte funfzig Weiber, die sein Bette theilten, und alle wurden schwanger. Nur eine war darunter, Namens Pirusé, deren Schwangerschaft nicht sichtbar ward. Der Känig hatte deshalb einen solchen Abscheu vor ihr, daß er sie wollte tödten lassen.

„Ihre Unfruchtbarkeit,“ sprach er, „ist ein sicheres Zeichen, daß der Himmel sie nicht für würdig achtet, Mutter eines Prinzen zu werden. Ich muß die Welt von einem dem Herrn so verhaßten Wesen reinigen.“

Er hatte schon diesen grausamen Entschluß gefaßt; aber sein Wesyr lenkte ihn davon ab, indem er ihm vorstellte, daß nicht alle Frauen gleich geartet wären, und daß Pirusé doch wohl schwanger sein könnte, wenn ihre Schwangerschaft sich auch nicht deutlich zeigete.

„Nun wohl,“ erwiederte der König, „so mag sie leben: aber sie soll sogleich meinen Hof verlassen, denn ich kann sie hier nicht länger dulden.“

„Euer Majestät könnte sie,“ versetzte der Wesyr, „zu dem Prinzen Samer, eurem Vetter, schicken.“

Dem König gefiel dieser Rath, und er sandte Pirusé nach Samarien mit einem Briefe, worin er seinem Vetter befahl, sie gut zu behandeln, und wenn sie schwanger wäre, ihm von ihrer Niederkunft Nachricht zu geben.

Kaum war Pirusé in diesem Lande angekommen, als sie ihre Schangerschaft spürte, und am Ende derselben gebar sie einen Prinzen, schöner als der Tag.

Der Fürst von Samarien schrieb sogleich an den König von Harran, meldete ihm die glückliche Geburt dieses Sohnes und wünschte ihm Glück dazu.

Der König hatte große Freude darüber, und antwortete dem Fürsten Samer folgendermaßen:

„Lieber Vetter, alle meine andern Frauen haben ebenfalls jede einen Prinzen geboren, so daß ich hier eine große Menge Kinder habe. Ich bitte euch, den Sohn der Pirusé aufzuziehen, ihn Chodadad[24]) zu nennen, und ihn mir zu senden, wenn ich ihn von euch fordere."

Der Fürst von Samarien sparte nichts bei der Erziehung seines Neffen. Er ließ ihn reiten lernen, mit dem Bogen schießen, und alle andere, einem Königssohn angemessene Dinge so vollkommen, daß Chodadad im achtzehnjährigen Alter für ein Wunder gelten konnte.

Dieser junge Prinz, im Gefühl eines seiner Geburt würdigen Muthes, sprach eines Tages zu seiner Mutter: „Ich fange an, mich in Samarien zu langweilen; ich fühle Begierde nach Ruhm in mir, erlaubet mir also, auszuziehen und Gelegenheit aufzusuchen, ihn in den Gefahren des Krieges zu erwerben. Der König von Harran, mein Vater, hat Feinde. Einige benachbarte Fürsten wollen seine Ruhe stören. Warum ruft er mich nicht zu Hülfe? Warum läßt er mich so lange in der Kindheit? Sollte ich nicht jetzo schon an seinem Hofe sein? Während alle meine Brüder das Glück haben, an seiner Seite zu fechten, soll ich hier mein Leben in Müßiggang verbringen?"

„Mein Sohn," antwortete ihm Pirusé, „ich habe nicht weniger Ungeduld als du, deinen Namen berühmt zu sehen. Ich wollte, daß du dich schon gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet hättest: aber du mußt abwarten, bis er dich auffordert."

„Nein, Frau Mutter," erwiederte Chodadad, „ich habe nur zu lange gewartet. Ich brenne vor Begierde, den König zu sehen, und ich bin in Versuchung, hinzuziehen, und als ein junger Unbekannter ihm meine Dienste anzubieten. Er wird sie ohne Zweifel annehmen, und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tau-

send ruhmvolle Thaten vollbracht habe; ich will seine Hochachtung erwerben, bevor er mich erkennt."

Pirusé billigte diesen hochherzigen Entschluß; und aus Furcht, daß der Fürst von Samarien sich dem widersetzen möchte, verließ Chodadad, ohne ihm denselben mitzutheilen, eines Tages Samarien, wie wenn er auf die Jagd reiten wollte.

Er ritt ein weißes Roß mit goldenem Zügel und Hufbeschlag, Sattel und Schabracke von blauem Atlas mit Perlen besäet. Der Griff seines Säbels war ein einziger Diamant, und die Scheide von Sandelholze, ganz mit Smaragden und Rubinen besetzt. Ueber seine Schultern hing ein Köcher und sein Bogen. In diesem Aufzuge, welcher seine herrliche Bildung wunderbarlich erhöhte, kam er in der Stadt Harran an.

Er fand bald Mittel, sich dem Könige vorstellen zu lassen, welcher, entzückt von seiner Schönheit, seinem stattlichen Wuchse, oder vielleicht auch von der Macht des Blutes hingezogen, ihn sehr huldreich empfing, und ihn nach seinem Namen und Stande fragte.

„Herr," antwortete Chodadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kahiro. Die Lust zu reisen trieb mich aus meinem Vaterlande, und da ich auf der Fahrt durch eure Staaten vernahm, daß ihr mit einigen eurer Nachbarn im Kriege wäret, so bin ich an euren Hof gekommen, um Euer Majestät meinen Arm anzubieten."

Der König überschüttele ihn hierauf mit Liebkosungen, und gab ihm eine Anstellung in seinem Heere.

Der junge Prinz säumte nicht, seine Tapferkeit zu zeigen. Er erwarb sich die Hochachtung der Officiere und erregte die Bewunderung der Soldaten; und da er nicht weniger Einsicht als Muth besaß, so gewann er so sehr die Gnade des Königs, daß er bald sein Günstling ward. Die Minister und andere Hofleute versäumten nicht, täglich Chodadad zu besuchen; und sie bewarben sich eben so eif-

rig um seine Freundschaft, als sie die übrigen Söhne des Königs vernachlässigten.

Diese jungen Prinzen konnten solches nicht ohne Verdruß bemerken; und da sie dem Fremdling die Schuld gaben, so hatten sie einen heftigen Haß auf ihn.

Unterdessen gewann der König ihn je länger je lieber, und ward nicht müde, ihm Beweise seiner Zuneigung zu geben. Er wollte ihn stets um sich haben. Er bewunderte seine geistvollen und klugen Reden; und um zu zeigen, in welchem Grade er ihn für weise und verständig hielt, so vertraute er ihm die Aufsicht der übrigen Prinzen, obwohl er mit ihnen nur von gleichem Alter war; so daß Chodadad der Hofmeister seiner Brüder ward.

Dies reitzte nur noch mehr ihren Haß. „Wie!" sprachen sie, „der König begnügt sich nicht, einen Fremdling mehr zu lieben als uns, er macht ihn auch noch zu unserm Hofmeister, so daß wir nichts ohne seine Erlaubniß thun sollen? Das dürfen wir nicht leiden. Wir müssen uns von diesem Fremdling befreien."

„Wir brauchen nur," sprach einer von ihnen, „allesammt über ihn herzufallen, und ihn unter unsern Streichen zu Boden zu schlagen."

„Nein, nein," sprach ein anderer, „hüten wir uns wohl, ihn selber umzubringen; sein Mord würde uns dem Könige verhaßt machen, welcher uns, zur Strafe dafür, alle der Nachfolge für unwürdig erklären würde. Lasset uns den Fremdling mit List aus dem Wege räumen. Bitten wir ihn um die Erlaubniß, auf die Jagd zu reiten; und wenn wir weit genug vom Palaste sind, so nehmen wir den Weg nach einer andern Stadt, wo wir uns einige Zeit versteckt halten wollen. Unsere Abwesenheit wird den König verwundern, wenn er uns nicht wiederkommen sieht, er wird die Geduld verlieren, und den Fremdling vielleicht tödten lassen; wenigstens wird er ihn von seinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, allein den Palast zu verlassen."

Alle die Prinzen stimmten diesem Anschlage bei. Sie gingen zu Chodadad, und baten ihn um die Erlaubniß zu einer Jagdlust, mit dem Versprechen, denselben Tag noch zurückzukommen.

Der Sohn der Pirusé ging in die Schlinge: er gab seinen Brüdern die erbetene Erlaubniß. Sie ritten weg, und kamen nicht wieder.

Schon drei Tage waren sie abwesend, als der König Chodadad fragte: „Wo sind denn die Prinzen? Ich habe sie ja lange nicht gesehen."

„Herr," antwortete Chodadad mit einer tiefen Verneigung, „sie sind drei Tage auf der Jagd; sie hatten mir indessen versprochen, eher zurück zu kommen."

Der König ward unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als auch am folgenden Tage die Prinzen noch nicht erschienen. Er konnte seinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorsichtiger Fremdling," sprach er zu Chodadad, „wie konntest du meine Söhne wegreiten lassen, ohne sie zu begleiten? Verstehest du so das Amt, welches ich dir aufgetragen habe? Geh auf der Stelle, sie zu suchen, und bringe sie mir her, oder dein Tod ist gewiß."

Diese Worte erfüllten den unglücklichen Sohn der Pirusé mit Entsetzen. Er legte seine Rüstung an, und bestieg schleunig sein Roß.

Er verläßt die Stadt, und wie ein Hirte, der seine Heerde verloren hat, sucht er überall im Gefilde seine Brüder; er erkundigt sich in allen Dörfern, ob man sie nirgends gesehen hat; und da er keine Kunde von ihnen bekommen kann, so gibt er sich dem heftigsten Schmerze hin. „Ach, meine Brüder," ruft er aus, „was ist aus euch geworden? Solltet ihr unserm Feinde in die Hände gefallen sein? Sollte ich nur deshalb an den Hof zu Harran gekommen sein, um dem König ein so grausames Herzeleid zu bereiten?"

Er war untröstlich, den Prinzen die Jagd erlaubt, oder sie nicht begleitet zu haben.

Nach einigen Tagen vergeblicher Nachforschung, gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palast von schwarzem Marmor stand. Er nähert sich demselben, und sieht an einem Fenster ein wunderschönes Fräulein, aber bloß mit ihrer Schönheit geschmückt; denn ihre Haare waren zerstreuet und ihre Kleider zerrissen, und man bemerkte auf ihrem Gesichte den Ausdruck der tiefsten Betrübniß.

Sobald sie Chodadad erblickte, und meinte, daß er sie wohl hören könnte, so redete sie ihn mit folgenden Worten an: „O Jüngling! entferne dich von diesem unseligen Palast, wo du dich alsbald in der Gewalt des Ungeheuers sehen wirst, welches ihn bewohnt. Ein Schwarzer, der sich von Menschenblut nährt, hauset hier; er ergreift alle Leute, welche ihr böses Glück durch diese Ebene führt, und versperret sie in dunkle Löcher, aus welchen er sie nur hervorzieht, um sie zu verschlingen."

„Schönes Fräulein," antwortete ihn Chodadad, „saget mir, wer ihr seid, und seid wegen des Uebrigen unbesorgt."

„Ich bin aus Kahiro gebürtig, von vornehmen Geschlechte," antwortete das Fräulein, „und kam auf der Reise nach Bagdad nahe an diesem Palaste vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tödtete und mich hieher führte. Ich glaubte nichts anders befürchten zu dürfen, als den Tod: aber zum Uebermaße des Unglücks, verlangte dieses Ungeheuer gar Gefälligkeit von mir; und wenn ich morgen mich nicht gutwillig seiner viehischen Lust preisgebe, so muß ich auf die äußerste Gewaltthat gefaßt sein. — Noch einmal," fuhr sie fort, „rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen; er ist ausgegangen, um einige Reisende zu verfolgen, welche er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du hast keine Zeit zu verlieren, und ich weiß selbst nicht, ob du noch durch eine schleunige Flucht ihm entrinnen kannst."

Sie hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als

der Schwarze erschien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehn. Er ritt ein großes Tatarisches Pferd, und führte ein so breites und so schweres Schwert, daß er es nur allein handhaben konnte.

Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er sich über die ungeheure Gestalt. Er empfahl sich dem Himmel, und bat ihn um seinen Schutz; dann zog er den Säbel, und erwartete festen Fußes den Schwarzen, welcher, einen so schwachen Feind verachtend, ihn aufforderte, sich ohne Schwertschlag zu ergeben.

Zweihundert und sieben und achtzigste Nacht.

Chodadad aber zeigte durch sein Standhalten, daß er sein Leben vertheidigen wollte; er näherte sich ihm, und hieb ihn kräftig in das Knie. Als der Schwarze sich verwundet fühlte, stieß er ein so entsetzliches Geschrei aus, daß die ganze Ebene davon wiederhallte. Er wird rasend und schäumt vor Wuth, hebt sich in den Steigbügeln empor, und will mit seinem furchtbaren Schwerte Chodadads Schlag erwiedern. Der Streich wurde so jählings geführt, daß es um den jungen Prinzen geschehen war, wenn er ihm nicht durch eine geschickte Schwenkung seines Rosses ausgewichen wäre. Das Schwert fuhr mit grauenvollem Sausen durch die Luft. Jetzt aber, bevor der Schwarze einen zweiten Streich ausholen konnte, gab ihm Chodadad einen so kräftigen Schlag auf den rechten Arm, daß er ihn abhieb. Das schreckbare Schwert fiel zugleich mit der Faust, die es hielt, zu Boden; und der Schwarze, von der Gewalt des Schlages getroffen, sank alsbald aus den Bügeln, und von seinem Falle erdröhnte die Erde. Hierauf stieg der Prinz von seinem Rosse, warf sich über den Feind her, und hieb ihm den Kopf ab.

In diesem Augenblicke that das Fräulein, deren Augen Zeugen dieses Kampfes gewesen waren und für den jungen von ihr bewunderten Helden heiße Gebete gen

Himmel sandte, einen Freudenschrei, und sprach dann zu Chodadad:

„Prinz, (denn der schwere Sieg, welchen ihr hier errungen habt, sowohl als euer edles Wesen überzeugt mich, daß ihr nicht von meinem Stande seid,) vollendet euer Werk: der Schwarze trägt die Schlüssel des Schlosses bei sich, nehmet sie, und kommet, mich aus diesem Gefängnisse zu befreien."

Der Prinz durchsuchte die Taschen des Elenden, der im Staube dahingestreckt lag, und fand darin mehrere Schlüssel.

Er öffnete die erste Pforte, und trat in einen großen Hof, wo er schon das Fräulein antraf, die ihm entgegen kam. Sie wollte sich, zum Zeichen ihrer tiefsten Dankbarkeit, ihm zu Füßen werfen; er aber verhinderte sie daran. Sie pries seine Tapferkeit und erhub ihn über alle Helden der Welt.

Er erwiederte ihre Höflichkeiten; und da sie ihm in der Nähe noch schöner erschien, als von ferne, so weiß ich nicht, ob sie über ihre Befreiung aus einer so furchtbaren Gefahr mehr Freude fühlte, als er darüber, daß er einem so schönen Fräulein einen so wichtigen Dienst geleistet hatte.

Ihre Unterredung wurde durch Geschrei und Gestöhn unterbrochen. „Was höre ich?" rief Chodadad. „Woher kommen diese kläglichen Töne, die an mein Ohr schlagen?"

„Herr," antwortete das Fräulein, indem sie ihm eine niedrige Thüre innerhalb des Hofes zeigte, „sie kommen von dort her: es stecken da, ich weiß nicht wie viel Unglückliche, welche ihr Unstern in die Hände des Schwarzen fallen ließ; sie liegen alle in Ketten, und jeden Tag zog dieses Ungeheuer einen hervor, um ihn zu fressen."

„Es erhöhet meine Freude noch mehr," fuhr der junge Prinz fort, „zu vernehmen, daß mein Sieg diesen Unglücklichen das Leben rettet. Kommet, edles Fräulein,

und theilet mit mir das Vergnügen, sie in Freiheit zu setzen; ihr könnt an euch selber die Freude ermessen, welche wir ihnen machen werden."

Mit diesen Worten näherten sie sich der Thüre des Gefängnisses. Je näher sie kamen, je deutlicher konnten sie das Wehklagen der Gefangenen vernehmen. Chodadad ward davon tief gerührt; ungeduldig, ihr Leiden zu endigen, stieß er schleunig einen Schlüssel in das Schloß. Er traf anfangs nicht den rechten, und nahm einen andern: bei diesem Geräusche wähnten alle die Unglücklichen, es wäre der Schwarze, der, wie gewöhnlich, ihnen zu essen bringen und zugleich einen der Unglücks-Gefährten zu seinem Fraße holen wollte, und verdoppelten ihr Angstgeschrei: so klägliche Stimmen ließen sich hören, als wenn sie aus dem Mittelpunkte der Erde herauf tönten.

Unterdessen öffnete der Prinz die Thüre, und fand eine sehr steile Treppe, auf welcher er in ein tiefes und weites Gewölbe hinabstieg, das durch ein Luftloch schwach erhellet war, und worin mehr als hundert Menschen mit gefesselten Händen an Pfähle gebunden waren.

„Unglückliche Reisende," sprach er zu ihnen, „unselige Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grausamen Todes erwartet, danket dem Himmel, welcher euch heute vermittelst meines Armes befreiet! Ich habe den furchtbaren Schwarzen, dessen Beute ihr waret, getödtet, und ich komme, eure Ketten zu zerbrechen."

Die Gefangenen hatten nicht sobald diese Worte gehört, als sie alle zusammen ein Geschrei des Erstaunens und der Freude ausstießen. Chodadad und das Fräulein fingen an, sie loszubinden; und so wie welche von ihren Ketten befreiet waren, so halfen sie den andern aus den ihrigen, so daß binnen kurzer Zeit alle in Freiheit waren.

Jetzt warfen sie sich zu Chodadads Füßen, und nachdem sie ihm für ihre Befreiung gedankt hatten, verließen sie das Gewölbe. Und als sie nun auf dem Hofe waren, wie groß war da das Erstaunen des Prinzen, unter

den Gefangenen auch seine Brüder zu treffen, welche er so lange suchte und nicht mehr zu finden hoffte.

„Ah, Prinzen,“ rief er aus, als er sie erblickte, „täusche ich mich nicht? seid ihr es wirklich? Darf ich mir schmeicheln, daß ich euch dem König eurem Vater wiedergeben kann, der über euren Verlust untröstlich ist? Aber sollte auch nicht einer von euch zu beweinen sein? Seid ihr alle am Leben? Ach! der Tod eines einzigen reicht hin, die Freude zu vergiften, welche ich darüber empfinde, euch gerettet zu haben!“

Die neun und vierzig Prinzen gaben sich sämmtlich Chodadad zu erkennen, der sie einen nach dem andern umarmte, und ihnen die Unruhe mittheilte, in welche ihre Abwesenheit den König versetzte. Sie ertheilten ihrem Befreier alle Lobsprüche, die er verdiente; dasselbe thaten die übrigen Gefangenen, die keine Ausdrücke stark genug finden konnten, um ganz die Dankbarkeit zu bezeugen, von welcher sie sich durchdrungen fühlten.

Chodadad durchsuchte hierauf mit ihnen das Schloß, und fand darin unermeßliche Reichthümer, feine Leinwand, Goldbrokate, Persische Teppiche, Chinesischen Atlas, und eine Menge anderer Waaren, welche der Schwarze den geplünderten Karavanen abgenommen hatte, und wovon der größte Theil den von Chodadad so eben befreiten Gefangenen gehörte. Jeder erkannte sein Gut, und nahm es in Anspruch. Der Prinz ließ sie ihre Ballen nehmen, und vertheilte selbst noch die übrigbleibenden Waaren unter ihnen.

Hierauf sprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Ballen fortbringen? Wir sind in einer Wüste, und es hat keinen Anschein, daß ihr hier Pferde finden werdet.“

„Herr,“ antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat mit unsern Waaren auch unsere Kameele geraubt; vielleicht stehen sie noch in den Ställen dieses Schlosses.“

„Das ist nicht unmöglich," versetzte Chodadad, „wir müssen nachforschen."

Zu gleicher Zeit ging er mit ihnen in die Ställe, wo sie nicht nur die Kameele der Kaufleute, sondern auch die Pferde der Söhne des Königs von Harran fanden; was alle mit Freuden erfüllte.

In den Ställen befanden sich auch einige schwarze Sklaven, welche, als sie alle die Gefangenen befreiet sahen und daraus auf den Tod des Schwarzen schlossen, in Schreck geriethen und auf ihnen bekannten Auswegen entflohen. Man dachte nicht daran, sie zu verfolgen. Die Kaufleute, voller Freude, mit ihrer Freiheit auch ihre Waaren und Kameele wieder erhalten zu haben, rüsteten sich zur Heimkehr: aber vor ihrer Abreise dankten sie nochmals ihrem Befreier.

Als sie weg waren, wandte sich Chodadad zu dem Fräulein, und fragte sie: „Wohin, edles Fräulein, wünscht ihr euch zu begeben? Wohin wolltet ihr reisen, als ihr von dem Schwarzen überfallen wurdet? Ich will euch nach dem Orte führen, welchen ihr als Zuflucht erwählet habt, und ich zweifle nicht, daß diese Prinzen sämmtlich ebenso gesonnen sind." Die Söhne des Königs von Harran betheuerten dem Fräulein, sie würden sie nicht eher verlassen, als bis sie sie ihren Aeltern wiedergegeben hätten.

„Prinzen," sprach sie hierauf zu ihnen, „ich bin aus einem von hier zu weit entfernten Lande; es hieße eure Großmuth mißbrauchen, wenn ich euch einen so weiten Weg machen ließe: übrigens muß ich euch auch bekennen, daß ich von meinem Vaterlande für immer geschieden bin. Ich habe euch vorhin gesagt, ich sei ein Fräulein aus Kahiro; aber nach der mir von euch bewiesenen Güte, und nach der Verpflichtung, welche ich gegen euch habe, Herr," fügte sie hinzu, indem sie Chodadad ansah, „würde ich sehr undankbar sein, wenn ich euch länger die Wahrheit verhehlete. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein

Kronenräuber hat sich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; um nun das meinige zu retten, war ich genöthigt, die Flucht zu ergreifen."

Nach diesem Bekenntniß bat Chodadad mit seinen Brüdern die Prinzessin, ihnen ihre Geschichte zu erzählen, indem sie sie versicherten, daß sie allen möglichen Theil an ihrem Unglücke nähmen, und bereit wären, nichts zu sparen, um sie wieder glücklich zu machen.

Nachdem sie ihnen für diese neuen Betheuerungen ihrer Dienstwilligkeit gedankt hatte, konnte sie nicht umhin, ihre Neugier zu befriedigen, und sie begann folgendermaßen die Erzählung ihrer Abenteuer:

Zweihundert und acht und achtzigste Nacht.

Geschichte der Prinzessin von Deryabar.

„Auf einer Insel liegt eine Stadt, Namens Deryabar[25]). Lange Zeit herrschte hier ein mächtiger, reicher und tugendhafter König. Dieser Fürst hatte keine Kinder, und dies allein mangelte noch an seinem Glücke. Er bat unablässig den Himmel darum; dieser aber erhörte ihn nur halb, denn, nach langem Harren, brachte die Königin, seine Gattin, nur eine Tochter zur Welt.

Ich bin diese unglückliche Prinzessin. Mein Vater hatte mehr Verdruß als Freude über meine Geburt; jedoch unterwarf er sich dem Willen Gottes. Er ließ mich mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen, in der Absicht, da er keinen Sohn hatte, mich die Regierungskunst zu lehren, damit ich einst seine Stelle nach ihm einnähme.

Eines Tages, als er sich auf der Jagd erlustigte,

erblickte er einen wilden Esel. Er verfolgte ihn, und kam dadurch von seinem Jagdgefolge ab; seine Hitze verleitete ihn so weit, daß er, ohne an sein Verirren zu denken, ihm bis in die Nacht nachjagte. Jetzo stieg er vom Pferde, und setzte sich am Eingange eines Gehölzes nieder, in welches er den Esel sich verstecken gesehen hatte.

Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwischen den Bäumen ein Licht erblickte, woraus er schloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt wäre. Er freute sich darüber, in der Hoffnung, dort die Nacht bleiben zu können, und jemand zu finden, den er zu seinem Gefolge schicken könnte, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er stand also auf, und ging dem Lichte nach, welches ihm zum Leiter diente.

Er erkannte bald, daß er sich getäuscht hatte: dieses Licht war nichts anderes, als ein in einer Höhle brennendes Feuer. Er näherte sich derselben, und sah mit Erstaunen einen großen schwarzen Kerl, oder vielmehr einen furchtbaren Riesen, der auf einem Sofa saß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor sich stehen, und briet auf den Kohlen einen Ochsen, welchen er eben abgehäutet hatte. Abwechselnd setzte er bald den Krug an den Mund, bald zerstückte er den Ochsen und fraß davon.

Aber was am meisten die Aufmerksamkeit des Königs, meines Vaters, auf sich zog, war eine sehr schöne Frau, welche er in der Höhle erblickte. Sie schien in tiefe Traurigkeit versunken; ihre Hände waren gebunden, und an ihren Knien stand ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, welches, als wenn es schon das Unglück der Mutter mitfühlte, ohne Unterlaß weinte und die Luft mit seinem Geschrei erfüllte.

Mein Vater, gerührt von diesem jammervollen Anblicke, war anfangs in Versuchung, in die Höhle zu stürzen und den Riesen anzugreifen; aber bedenkend, daß der Kampf ungleich wäre, hielt er sich zurück, und beschloß,

da seine Stärke nicht ausreichte, ihn aus dem Hinterhalte zu besiegen.

Unterdessen hatte der Riese den Weinkrug geleert und mehr als die Hälfte des Ochsen aufgefressen, und wandte sich nun zu der Frau mit den Worten:

„Schöne Prinzessin, warum zwingt ihr mich durch eure Hartnäckigkeit, euch mit Strenge zu behandeln? Es steht nur bei euch, glücklich zu sein, ihr dürft euch nur entschließen, mich zu lieben und mir treu zu bleiben, und ich werde mit euch viel sanfter umgehen."

„O scheußlicher Waldteufel," antwortete die Frau, „hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abscheu vor dir vermindere! Du wirst in meinen Augen immerdar ein Ungeheuer bleiben!" Diese Worte wurden mit so viel Schimpfreden begleitet, daß der Riese davon erzürnt wurde.

„Das ist zu viel!" rief er mit Wuth aus; „meine Liebe verwandelt sich in Abscheu; dein Haß erregt endlich den meinigen, ich fühle es, daß er meine Begier besiegt, und ich wünsche jetzt noch heißer deinen Tod, als ich deinen Besitz begehrt habe."

Mit diesen Worten ergreift er die unglückliche Frau bei den Haaren, hebt sie mit der einen Hand in die Luft empor, und ist schon in Begriff, ihr den Kopf abzuhauen, als mein Vater einen Pfeil abdrückt, welcher dem Riesen in den Bauch fährt, so daß er taumelt, und alsbald todt niederstürzt.

Mein Vater trat nun in die Höhle, er band die Hände der Frau los, und fragte sie, wer sie wäre, und durch welches Abenteuer sie sich hier befände? „Herr," antwortete sie ihm, „an der Küste des Meeres wohnen einige Sarrazenische Stämme, deren Oberhaupt und Fürst mein Gemahl ist. Dieser Riese, den ihr eben getödtet habt, war einer seiner vornehmsten Officiere. Der Elende faßte zu mir eine so heftige Leidenschaft, daß er sie sehr sorgfältig verbarg, bis er eine günstige Gelegen-

heit fände, zur Ausführung seines Anschlages, mich zu entführen.

Das Glück begünstigt öfter die bösen Unternehmungen, als die guten Vorsätze. Eines Tages überfiel der Riese mich mit meinem Kinde an einem abgelegenen Orte; er entführte uns beide; und um alle Nachforschungen zu vereiteln, welche, wie er wohl wußte, mein Gemahl anstellen würde, brachte er uns in dieses Gehölz, wo er uns seit einigen Tagen festhält. Wie bejammernswürdig auch mein Schicksal ist, so fühle ich jedoch einen geheimen Trost, wenn ich bedenke, daß dieser Riese, so viehisch seine Brunst war, doch nicht Gewalt gebraucht hat, um das zu erlangen, was ich seinen Bitten stets verweigerte. Damit ist nicht gesagt, daß er mir nicht hundertmal gedroht hätte, er würde zu den äußersten Zwangsmitteln schreiten, wenn er nicht anders meinen Widerstand besiegen könnte; und ich bekenne euch, daß ich jetzt eben, als ich durch meine Reden seinen Zorn reizte, weniger um mein Leben, als um meine Ehre, besorgt war. Da habt ihr, Herr," fuhr die Gemahlin des Sarrazenischen Fürsten fort, „meine Geschichte; und ich zweifle nicht, ihr werdet sie mitleidswürdig genug finden, um nicht zu bereuen, daß ihr mir so großmüthig zu Hülfe gekommen seid."

„Ja, edle Frau," antwortete ihr mein Vater, „euer Unglück hat mich innigst gerührt; aber es soll nicht an mir liegen, daß euer Schicksal nicht wieder besser werde. Morgen, sobald der Tag die Schatten der Nacht zerstreuet hat, wollen wir dieses Gehölz verlassen und den Weg nach der großen Stadt Deryabar suchen, deren König ich bin; und wenn es euch annehmlich ist, so wohnet ihr so lange in meinem Palaste, bis der Fürst, euer Gemahl, euch abholt."

Zweihundert und neun und achtzigste Nacht.

Die Sarrazenische Fürstin nahm das Erbieten an, und am folgenden Morgen begleitete sie den König, mei-

nen Vater, der am Ausgange des Gehölzes alle seine Leute traf, welche ihn die ganze Nacht gesucht hatten und sehr um ihn in Sorgen waren. Sie waren eben so erfreut, ihn wiederzufinden, als verwundert, ihn in Begleitung einer Frau zu sehen, deren Schönheit sie in Erstaunen setzte. Er erzählte ihnen, wie er sie gefunden und welche Gefahr er gelaufen hätte, als er sich der Höhle genähert, wo er ohne Zweifel das Leben verloren, wenn der Riese ihn erblickt hätte.

Einer der Officiere nahm die Fürstin hinter sich auf sein Roß, und ein anderer trug das Kind.

In diesem Aufzuge erreichten sie den Palast des Königes, meines Vaters, welcher der schönen Sarrazenin eine Wohnung einräumte, und ihr Kind mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Die Fürstin war nicht unempfindlich für die Güte des Königes: sie bewies sich ihm so erkenntlich, wie er nur wünschen mochte. Anfangs schien sie ziemlich unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl sie nicht heimholte; aber nach und nach verlor sich ihre Unruhe: die Aufmerksamkeit, welche mein Vater für sie hatte, beschwichtigte ihre Ungeduld; kurz, ich glaube, daß sie es dem Schicksale weniger Dank gewußt, wenn es sie wieder den Ihrigen zugeführt hätte, als daß es sie von denselben entfernt hatte.

Unterdessen wuchs ihr Sohn auf: er war sehr wohlgebildet; und da es ihm nicht an Verstand fehlte, so ward es ihm leicht, meinem Vater zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Hofleute bemerkten dies, und meinten, daß dieser Jüngling mich wohl heirathen könnte. In solcher Voraussetzung betrachteten sie ihn schon als Thronerben, machten ihm den Hof, und beeiferten sich sämmtlich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er durchschaute den Beweggrund ihrer Anhänglichkeit, freute sich darüber, und den Abstand zwischen uns vergessend, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß mein Vater ihn so sehr liebte, um ihn bei dieser Verbindung allen Prinzen der Welt

vorzuziehen. Er that noch mehr: da für seine Wünsche der König zu lange säumte, ihm meine Hand anzubieten, so hatte er die Kühnheit, ihn selber darum zu bitten. Welche Strafe seine Dreistigkeit auch verdient hätte, doch begnügte mein Vater sich damit, ihm zu antworten, daß er andere Absichten mit mir hätte, und sah ihn darum nicht scheel an. Den jungen Mann aber erbitterte diese abschlägige Antwort; und in seinem Hochmuthe fand er sich über diese Verschmähung seiner Bewerbung so beleidigt, als wenn er um ein Mädchen aus dem gemeinen Volke geworben hätte, oder als wenn er von gleicher Geburt mit mir gewesen wäre. Er blieb dabei nicht stehen: er beschloß sich an dem Könige zu rächen; und mit einer Undankbarkeit, von welcher es wenig Beispiele gibt, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, erdolchte ihn, und ließ sich zum Könige von Deryabar ausrufen, unterstützt durch eine große Anzahl von Mißvergnügten, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wußte.

Nachdem er meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war seine erste Sorge, selber an der Spitze eines Theils der Verschwornen in mein Zimmer zu dringen. Seine Absicht war, mir das Leben zu nehmen, oder mich mit Gewalt zu zwingen, ihn zu heirathen. Aber ich hatte gerade noch Zeit, ihm zu entrinnen: während er damit beschäftigt war, meinen Vater zu ermorden, kam der Großwesyr, der seinem Herrn stets treu geblieben war, entführte mich aus dem Palaste, und brachte mich in dem Hause eines seiner Freunde in Sicherheit, wo er mich verborgen hielt, bis ein heimlich durch seine Vorsorge ausgerüstetes Schiff im Stande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Insel, allein in Begleitung einer Hofmeisterin und dieses edelmüthigen Ministers, der es vorzog, der Tochter seines Herrn zu folgen, und ihr Unglück zu theilen, als dem Thronräuber zu gehorchen.

Der Großwesyr hatte die Absicht, mich an die Höfe der benachbarten Könige zu führen, um ihren Beistand

anzuflehen, und sie zur Rache meines Vaters zu bewegen; aber der Himmel begünstigte nicht einen uns so vernünftig scheinenden Vorsatz. Nachdem wir einige Tage fortgeschifft waren, erhub sich ein so wüthender Sturm, daß, ungeachtet der Geschicklichkeit unserer Matrosen, unser Schiff durch die Gewalt der Winde und der Wogen an einen Felsen geschleudert wurde und scheiterte. Ich halte mich nicht bei einer Beschreibung unsers Schiffbruchs auf; ich könnte euch schlecht schildern, auf welche Weise meine Hofmeisterin, der Großwesyr und meine ganze Begleitung in den Abgrund des Meeres verschlungen wurden; der Schreck, der mich ergriffen hatte, erlaubte mir nicht, unser ganzes grauenvolles Schicksal zu erkennen. Ich verlor das Bewußtsein; und sei es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich ans Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich noch zu anderen Unglücksfällen aufsparte, mich durch ein Wunder rettete, genug, als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich am Gestade.

Oft macht das Unglück uns ungerecht: anstatt Gott für die besondere Gnade zu danken, welche mir zu Theil ward, erhob ich die Augen nur gen Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Weit entfernt, den Wesyr und meine Hofmeisterin zu beweinen, beneidete ich vielmehr ihr Schicksal; und nach und nach wurde meine Vernunft von den furchtbaren Vorstellungen, welche mich beunruhigten, so verwirrt, daß ich den Entschluß faßte, mich ins Meer zu stürzen.

Ich war schon im Begriff, hinein zu springen, als ich hinter mir ein lautes Getöse von Menschen und Pferden hörte. Ich drehte mich sogleich um, zu sehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter welchen einer ein Arabisches Pferd ritt. Dieser trug einen silbergestickten Rock, mit einem Edelstein-Gürtel, und hatte eine Krone auf dem Haupte. Hätte ich auch nicht an seiner Kleidung ihn für den Herrn der Uebrigen erkannt, so würde ich es aus dem edlen Wesen geschlossen

haben, welches über seine ganze Person verbreitet war. Es war ein vollkommen wohlgebildeter Mann, schöner wie der Tag. Verwundert, an diesem Orte ein Fräulein so allein zu sehen, sandte er einige Officiere ab, mich zu fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Thränen. Da das Ufer mit den Trümmern unsers Schiffes bedeckt war, so erkannten sie wohl, daß eben ein Schiff an der Küste gescheitert wäre und ich mich ohne Zweifel aus dem Schiffbruche gerettet hätte. Diese Vermuthung und der lebhafte Schmerz, den sie an mir sahen, erregte die Neugier der Officiere, welche mir nun tausend Fragen thaten, und mich dabei versicherten, ihr König wäre ein großmüthiger Fürst, und an seinem Hofe würde ich Trost finden.

Ihr König war ungeduldig, zu vernehmen, wer ich wäre, und die Rückkunft seiner Officiere währte ihm zu lange: er näherte sich mir, und betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit; und da ich nicht aufhörte zu weinen und zu jammern, ohne denen antworten zu können, die mich befragten, so verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu belästigen; hierauf wandte er selber sich zu mir mit den Worten:

„Mein Fräulein, ich beschwöre euch, eure überschwängliche Betrübniß zu mäßigen. Wenn der Himmel, in seinem Zorne, euch seine Härte empfinden läßt, dürft ihr euch deshalb nur der Verzweiflung hingeben? Ja, ich wage es, euch zu versichern, daß, wenn euer Unglück vergütet werden kann, dies in meinem Reiche geschehen soll. Ich biete euch meinen Palast an: ihr könnt darin bei der Königin, meiner Mutter, wohnen, welche sich bemühen wird, durch eine freundliche Behandlung eure Leiden zu lindern Ich weiß noch nicht, wer ihr seid, aber ich fühle schon, daß ich herzlichen Theil an euch nehme."

Ich dankte dem jungen Könige für seine Gütigkeit; ich nahm sein freundliches Erbieten an; und um ihm zu zeigen, daß ich desselben nicht unwürdig wäre, entdeckte ich

ihm meine Herkunft. Ich schilderte ihm die Frechheit des jungen Sarrazenen, und ich durfte ihm nur ganz einfach meine Unglücksfälle erzählen, um sein und all seiner Officiere Mitleid zu erregen.

Als ich meine Erzählung geendigt hatte, nahm der Prinz wieder das Wort, und versicherte mich von neuem, daß er großen Theil an meinem Unglücke nähme.

Er führte mich hierauf in seinen Palast, wo er mich der Königin, seiner Mutter, vorstellte. Dort mußte ich die Erzählung meiner Abenteuer wiederholen, was nicht ohne neue Thränen geschah. Die Königin bezeigte auch große Theilnahme an meinen Leiden, und hatte für mich die größte Zärtlichkeit. Der König, ihr Sohn, ward sogleich sterblich verliebt in mich, und bot mir bald seine Hand und Krone dar. Ich war noch zu sehr mit meinem Unglücke beschäftigt, so daß der junge Fürst, so liebenswürdig er war, auf mich nicht den ganzen Eindruck machte, welchen er zu einer anderen Zeit gemacht haben würde. Indessen, von Dankbarkeit durchdrungen, versagte ich es nicht, sein Glück zu machen; unsere Hochzeit wurde mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen.

Während alle Welt mit den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs beschäftigt war, überfiel in einer Nacht ein benachbarter feindlicher Fürst die Insel mit einem ansehnlichen Kriegsheere. Dieser furchtbare Feind war der König von Sangebar; er fiel über alles her, und hieb alle Unterthanen meines Gemahls in Stücken.

Es fehlte nicht viel, so hätte er selbst uns beide gefangen; denn er war schon mit einem Theil seiner Leute in den Palast gedrungen; aber wir fanden noch Mittel und Wege, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu gewinnen, wo wir uns in eine Fischerbarke warfen, welche wir glücklicherweise dort antrafen.

Wir schwammen, ein Spiel der Winde und Wogen, zwei Tage lang dahin, ohne zu wissen, was aus uns werden sollte; am dritten erblickten wir ein Schiff, welches

mit vollen Segeln auf uns zusteuerte. Wir freuten uns anfangs darüber, weil wir es für einen Kauffahrer hielten, welcher uns aufnehmen könnte; aber ich kann euch unsere Bestürzung nicht ausdrücken, als das Schiff herankam und auf dem Verdecke zehn bis zwölf bewaffnete Seeräuber erschienen. Sie kamen, uns aufzunehmen; fünfe oder sechse warfen sich in ein Boot, bemächtigten sich unser beider, banden den Fürsten, meinen Gemahl, und brachten uns in ihr Schiff, wo sie mir erst den Schleier abnahmen.

Meine Jugend und meine Züge verblendeten sie: alle diese Seeräuber erklären mir, daß sie bezaubert von meinem Anblicke sind. Anstatt zu loosen, will jeder den Vorzug und mich zur Beute haben. Sie erhitzen sich, werden handgemein, und schlagen wie Rasende auf einander los. In einem Augenblick ist das Verdeck mit Leichen bedeckt. Kurz, sie erschlagen einander alle, bis auf einen, der sich nun im Besitze meiner Person sah, und zu mir sprach:

„Du gehörst mir: ich werde dich nach Kahiro führen, um dich einem meiner Freunde zu überliefern, dem ich eine schöne Sklavin versprochen habe. — Aber," fügte er hinzu, indem er den König, meinen Gemahl anblickte, „wer ist dieser Mann da? Welche Bande verknüpfen ihn mit dir? Sind es Bande des Blutes oder der Liebe?" — „Herr," antwortete ich, „es ist mein Gemahl." — „Wenn das ist," fuhr der Seeräuber fort, „so muß ich aus Erbarmen mich seiner entledigen: er würde zu viel leiden, wenn er euch in den Armen meines Freundes sähe." Mit diesen Worten ergriff er den unglücklichen gefesselten Fürsten, und stürzte ihn ins Meer, trotz allen Anstrengungen, die ich machen konnte, ihn daran zu verhindern.

Ich stieß bei dieser grausamen That ein Geschrei des Entsetzens aus, und ich hätte mich ohne Zweifel in die Fluthen gestürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er sah wohl, daß dieses mein einziger

Wunsch war; deshalb band er mich mit Stricken an den großen Mastbaum.

Sodann spannte er die Segel auf, und segelte ans Land, wo er aussteigen wollte. Er band mich los, führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kameele, Zelte und Sklaven kaufte, und nahm dann seinen Weg nach Kahiro, in der Absicht, wie er immer wiederholte, mich seinem Freunde zu bringen und so sein Wort zu lösen.

Wir waren schon mehrere Tage unterwegs, als wir gestern durch diese Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der dieses Schloß bewohnte. Wir hielten ihn von ferne für einen Thurm; und noch als er uns nahe kam, konnten wir kaum glauben, daß es ein Mensch wäre. Er zog sein breites Schlachtschwert, und forderte den Seeräuber auf, sich zu ergeben, sammt allen seinen Sklaven und dem Fräulein, das er mit sich führte. Der Seeräuber war beherzt, und in Beistand aller seiner Sklaven, welche ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange; aber endlich fiel der Seeräuber unter den Streichen seines Feindes, und eben so wie alle seine Sklaven, die lieber sterben, als ihn verlassen wollten.

Darnach führte der Schwarze mich in dieses Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, welchen er zum Abendbrote verzehrte. Am Ende dieser gräßlichen Mahlzeit sprach er zu mir:

„Fräulein, bequeme dich lieber, meine Begierde zu stillen, anstatt dich so sehr zu betrüben. Weiche gutwillig der Nothwendigkeit: ich gebe dir bis morgen Zeit es zu überlegen Ich möchte dich ganz getröstet über dein Unglück sehen; und du solltest dich freuen, für mein Bette aufgehoben zu sein."

Mit diesen Worten führte er mich in ein besonderes Zimmer, und legte sich in dem seinen zu Bette, nachdem er selber alle Thüren des Schlosses verschlossen hatte.

Er öffnete dieselben auch diesen Morgen, und schloß

sie wieder hinter sich zu, um einigen Reisenden nachzusetzen, welche er von ferne bemerkte; aber sie müssen ihm entwischt sein, weil er allein und ohne Beute zurückkam, als ihr ihn angegriffen habt."

Fortsetzung

der Geschichte Chodadads und seiner Brüder.

Zweihundert und neunzigste Nacht.

Als die Prinzessin die Erzählung ihrer Abenteuer geendigt hatte, bezeugte ihr Chodadad, wie innig gerührt er von ihren Unglücksfällen wäre. „Aber, meine Fürstin," fügte er hinzu, „es steht nur bei euch, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran erbieten euch eine Zuflucht an dem Hofe ihres Vaters: nehmet sie an, ich bitte euch! Ihr werdet dort diesem Fürsten willkommen und von aller Welt geehrt sein; und wenn ihr die Bewerbung eures Befreiers nicht verschmähet, so erlaubet, daß ich euch meine Hand anbiete, und daß ich mich mit euch, in Gegenwart aller dieser Prinzen vermähle; lasset sie Zeugen unserer Verlöbniß sein."

Die Prinzessin willigte ein; und denselben Tag noch wurde die Hochzeit in dem Schlosse gefeiert, wo sich Vorräthe aller Art befanden: die Küche war voller Speisen und solcher Gerichte, welche der Schwarze zu sich zu nehmen pflegte, wenn er vom Menschenfleische gesättigt war. Dort waren auch viel vortreffliche Früchte, und zur Vollständigkeit des Festes, eine große Fülle von gebrannten Wassern und köstlichen Weinen.

Sie setzten sich alle zu Tische; und nachdem sie gut gegessen und getrunken hatten, trugen sie alle übrige Vor-

räthe heraus, und verließen das Schloß, um sich an den Hof des Königs von Harran zu begeben.

Sie zogen mehrere Tage fort, und lagerten Nachts an den angenehmsten Stellen, welche sie finden konnten; sie waren nur noch eine Tagereise von Harran entfernt, als sie anhielten, und allen übrigen Wein austranken, weil sie nun nichts mehr aufzusparen brauchten.

Hier nahm Chodadad das Wort und sprach: „Prinzen, ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin: ihr seht in mir euren Bruder Chodadad; ich verdanke eben so wohl, als ihr, mein Leben dem Könige von Harran. Der Fürst von Samarien hat mich erzogen, und die Prinzessin Pirusé ist meine Mutter. — Theure Frau," fügte er hinzu, indem er sich zu der Prinzessin von Deryabar wandte, „verzeihet mir, wenn ich auch euch aus meiner Geburt ein Geheimniß gemacht habe. Vielleicht würde ich durch frühere Entdeckung desselben euch einige unangenehme Gedanken erspart haben, welche eine ungleich erscheinende Vermählung euch erregen konnte."

„Nein, Herr," antwortete ihm die Prinzessin, „die Empfindungen, welche ihr mir im ersten Augenblick eingeflößt, haben sich fortwährend verstärkt; und ihr bedurftet nicht eurer hohen Geburt, um mein Glück zu machen."

Die Prinzen wünschten Chodadad Glück zu seiner Abkunft, und bezeugten ihm große Freude; aber im Grunde ihres Herzens vermehrte sich nur ihr Haß gegen einen so liebenswürdigen Bruder. Sie versammelten sich in der Nacht an einem abgelegenen Orte, während Chodadad mit seiner Gattin in ihrem Zelte der Süßigkeit des Schlafes genoß. Diese undankbaren und neidischen Brüder vergaßen, daß sie, ohne den muthvollen Sohn der Pirusé, sämmtlich die Beute des Schwarzen geworden wären, und beschlossen unter sich, ihn zu ermorden. „Es bleibt uns nichts anderes übrig," sprach einer dieser Bösewichter; „sobald der König erfährt, daß dieser Fremdling, den er so sehr liebt, sein Sohn ist, und daß derselbe allein im

Stande war, einen Riesen zu Boden zu strecken, welcher uns alle zusammen besiegt hatte, so wird er ihn mit Liebkosungen überhäufen, ihm tausend Lobsprüche ertheilen, und ihn zum Thronerben erklären, mit Hintansetzung all seiner übrigen Söhne, welche gezwungen sind, sich vor ihrem Bruder zu beugen, und ihm zu gehorchen."

Zu diesen Worten fügte er noch andere, welche auf alle diese neidischen Gemüther solchen Eindruck machten, daß sie auf der Stelle hingingen, Chodadad im Schlafe überfielen, und ihn mit tausend Dolchstichen durchbohrten; sie ließen ihn für todt in den Armen der Gattin, und eilten nach der Stadt Harran, wo sie den folgenden Tag anlangten.

Ihre Ankunft verursachte dem König um so größere Freude, als er schon verzweifelte, sie je wiederzusehen. Er fragte sie nach der Ursache ihres Ausbleibens: aber sie hüteten sich wohl, sie ihm zu sagen: sie erwähnten gar nichts von dem Schwarzen, noch von Chodadad, und sagten bloß, sie hätten der Neugier nicht widerstehen können, das Land zu besehen, und sich in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Unterdessen lag Chodadad in seinem Blute und halb todt unter seinem Zelte mit der Prinzessin, seiner Gattin, welche nicht minder beklagenswürdig war, als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeschrei; sie riß sich die Haare aus, und badete den Leichnam ihres Mannes mit ihren Thränen, indem sie unaufhörlich ausrief: „Ach, Chodadad, mein theurer Chodadad, muß ich dich unaufhaltsam zu den Todten hinabsinken sehen? Welche grausamen Hände haben dich in diesen traurigen Zustand versetzt? Soll ich glauben, daß es deine eigenen Brüder sind, die dich so erbarmungslos zerfleischt haben? Diese Brüder, welche dein tapferer Arm gerettet hat? Nein, es sind vielmehr Teufel, welche unter so freundlicher Larve gekommen sind, dir das Leben zu entreißen. Ha, ihr Unmenschen! wer ihr auch seid, konntet ihr denn mit so

schwarzem Undanke den Dienst vergelten, welchen er euch geleistet hat? Aber was klage ich deine Brüder an, unglücklicher Chodadad? Mir allein muß ich deinen Tod beimessen: du hast dein Schicksal an das meine knüpfen wollen; und alles das Unglück, welches mich verfolgt, seitdem ich den Palast meines Vaters verlassen habe, hat sich auch auf dich geworfen. O Himmel, der du mich zu einem unstäten und unglückseligen Leben verdammt hast, wenn du mir keinen Gatten vergönnst, warum läßt du mich denn noch einen finden? Dieser ist schon der zweite, den du mir im Augenblicke unserer innigeren Verbindung wieder entreißest!"

In solchen Wehklagen ergoß sich die beweinenswürdige Prinzessin von Deryabar, über den unglücklichen Chodadad gebeugt, welcher nichts davon hören konnte.

Er war gleichwohl noch nicht todt; und als seine Gattin bemerkte, daß er noch athmete, so lief sie nach einem großen Flecken, welchen sie in der Ebene erblickte, um von dort einen Wundarzt zu holen. Man wies sie zu einem hin, der auf der Stelle mit ihr ging. Aber als beide zu dem Zelte kamen, fanden sie Chodadad nicht mehr darin; woraus sie schlossen, daß irgend ein wildes Thier ihn weggetragen hätte, um ihn zu verschlingen. Die Prinzessin begann von neuem ihr Wehklagen auf die jammervollste Weise von der Welt. Der Wundarzt ward davon gerührt; er wollte sie in diesem fürchterlichen Zustande nicht verlassen, und schlug ihr vor, mit ihm nach dem Flecken zurückzukehren, und erbot ihr sein Haus und seine Dienste.

Sie ließ sich bereden; der Wundarzt führte sie in sein Haus, und ohne noch zu wissen, wer sie wäre, behandelte er sie mit aller erdenklichen Achtung und Ehrerbietung. Er bemühte sich, ihr Trost einzusprechen; aber vergeblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur noch mehr, anstatt ihn zu lindern.

„Edle Frau," sprach er eines Tages zu ihr, „erzäh-

let mir, ich bitte euch darum, alle eure Unglücksfälle; saget mir, aus welchem Lande und von welchem Stande ihr seid. Vielleicht kann ich euch einen guten Rath geben, wenn ich von allen Umständen eures Mißgeschicks unterrichtet bin. Ihr laßt nicht ab, euch zu betrüben, ohne zu bedenken, daß auch gegen die verzweifeltsten Uebel Mittel zu finden sind."

Der Wundarzt sprach mit solcher Beredsamkeit, daß er die Prinzessin bewog, ihm alle ihre Abenteuer zu erzählen; und als sie den Bericht davon geendigt hatte, nahm der Wundarzt wieder das Wort und sprach:

„Herrin, weil es sich also verhält, so erlaubet mir, euch vorzustellen, daß ihr euch eurer Betrübniß nicht hingeben müßt; ihr müßt euch vielmehr mit Standhaftigkeit waffnen, und thun, was der Name und die Pflicht einer Gattin von euch fordern: ihr müßt euren Gatten rächen. Ich will euch, wenn ihr es wünscht, als Begleiter dienen. Lasset uns an den Hof des Königs von Harran ziehen: dieser Fürst ist gut und sehr gerecht: ihr dürft ihm nur mit lebhaften Farben die Behandlung schildern, welche Chodadad von seinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er euch Gerechtigkeit verschaffen wird."

„Ich gebe euren Vorstellungen nach," antwortete die Prinzessin, „ja, ich will Chodadads Rache unternehmen; und da ihr so gefällig und edelmüthig seid, mich begleiten zu wollen, so bin ich bereit, hin zu reisen." Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Kameele bereiten, auf welchen die Prinzessin und er sich auf den Weg machten und sich nach der Stadt Harran begaben.

Sie stiegen in der ersten besten Karawanserei ab, und fragten den Wirth nach Neuigkeiten vom Hofe. „Er ist," antwortete er ihnen, „in großer Unruhe. Der König hatte einen Sohn, der sich lange Zeit als ein Unbekannter bei ihm aufgehalten hat, und man weiß nicht, was aus diesem jungen Prinzen geworden ist. Eine der Frauen des

Königs, Namens Pirusé, ist seine Mutter, und sie hat schon tausend vergebliche Nachforschungen anstellen lassen. Alle Welt bedauert den Verlust dieses Prinzen, denn er hatte hohe Verdienste. Der König hat noch neun und vierzig andere Söhne, alle von verschiedenen Müttern; aber es ist kein einziger darunter, dessen Tugenden den König über Chodadads Tod zu trösten vermöchten. Ich sage, über seinen Tod, weil er unmöglich noch lebt, da man ihn, aller angestellten Nachforschungen ungeachtet, nicht hat finden können."

Auf diesen Bericht des Wirthes erachtete der Wundarzt es für die Prinzessin von Deryabar am rathsamsten, hinzugehen, und sich der Mutter Chodadads zu entdecken. Aber dieser Schritt war nicht ohne Gefahr, und erforderte große Vorsicht. Es war zu fürchten, wenn die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Absicht ihrer Schwägerin erführen, daß sie diese aufheben ließen, bevor sie mit Chodadads Mutter reden könnte. Der Wundarzt überlegte dies alles, und bedachte seine eigene Gefahr dabei; deshalb wollte er in dieser Sache behutsam zu Werke gehen, und bat die Prinzessin, in der Karawanserei zu bleiben, während er nach dem Palaste ginge, um auszuspüren, auf welchem Wege er sie sicher zu Pirusé bringen könnte.

Er ging also in die Stadt, und näherte sich dem Palaste, wie einer, den bloß die Neugier, den Hof zu sehen, dahinzieht, als er eine Frau auf einem reichgeschmückten Maulthier erblickte; sie war von mehreren Fräulein, ebenfalls auf Maulthieren, und von einer starken Wache schwarzer Sklaven begleitet. Alle Leute stellten sich in Reihen, um sie vorbeiziehen zu sehen, und begrüßten sie, mit dem Gesicht auf den Boden fallend.

Der Wundarzt begrüßte sie ebenso, und fragte darauf einen neben ihm stehenden Kalender, ob dies eine von den Frauen des Königs wäre. „Ja, Bruder," antwortete ihm der Kalender, „es ist eine von seinen Frauen, und

zwar die bei dem Volke am meisten beliebte und geehrte, weil sie die Mutter des Prinzen Chodadad ist, von welchem ihr wohl gehört haben werdet."

Mehr wollte der Wundarzt nicht wissen; er folgte Pirusé bis in eine Moschee, welche sie betrat, um Almosen zu vertheilen und dem öffentlichen Gebete beizuwohnen, welches der König für die Rückkehr Chodadads anstellen ließ. Das Volk, welches an dem Schicksale dieses jungen Prinzen außerordentlichen Theil nahm, lief haufenweise herbei, um sein Gebet mit dem der Priester zu vereinigen, so daß die Moschee voller Menschen war. Der Wundarzt arbeitete sich durch das Gedränge und gelangte bis zu Pirusé's Wache. Er hörte alle Gebete mit an, und als die Prinzessin wieder hinaus ging, näherte er sich einem der Sklaven, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bruder, ich habe der Prinzessin Pirusé ein wichtiges Geheimniß zu entdecken: könnte ich nicht durch deine Vermittelung in ihr Zimmer geführt werden?"

„Wenn dieses Geheimniß," antwortete der Sklave, „den Prinzen Chodadad betrifft, so kann ich dir wohl versprechen, daß du heute noch bei ihr das erwünschte Gehör findest; aber wenn dieses Geheimniß ihn nicht betrifft, so bemühest du dich vergeblich, dich der Prinzessin vorstellen zu lassen; denn sie ist einzig mit ihrem Sohne beschäftigt, und will von nichts anderem reden hören."

„Eben nur von diesem geliebten Sohne will ich mit ihr reden," fuhr der Wundarzt fort.

„Wenn das ist," sagte der Sklave, „so darfst du uns nur nach dem Palaste folgen, und du wirst bald mit ihr reden können."

In der That, als Pirusé in ihr Zimmer zurückgekommen war, meldete ihr dieser Sklave, daß ein unbekannter Mann ihr etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, und daß es den Prinzen Chodadad beträfe. Er hatte nicht sobald diese Worte ausgesprochen, als Pirusé eine lebhafte Ungeduld bezeigte, diesen Unbekannten zu sehen. Der

Sklave ließ ihn sogleich in das Gemach der Prinzessin treten, welche alle ihre Frauen daraus entfernte, mit Ausnahme von zweien, für welche sie kein Geheimniß hatte. Sobald sie den Wundarzt erblickte, fragte sie ihn hastig, welche Nachricht er ihr von Chodadad zu bringen hätte. „Herrin," antwortete ihr der Wundarzt, nachdem er sich mit dem Gesichte auf den Boden geworfen hatte, „ich habe euch eine lange Geschichte zu erzählen, und Dinge, welche euch ohne Zweifel in Erstaunen setzen werden."

Hierauf erzählte er ihr umständlich alles, was zwischen Chodadad und seinen Brüdern vorgegangen war; welches sie mit gieriger Aufmerksamkeit anhörte; als er aber an den Meuchelmord kam, sank die zärtliche Mutter, gleich als ob sie von denselben Stichen, wie ihr Sohn, durchbohrt würde, in Ohnmacht auf einen Sofa. Die beiden Frauen kamen ihr schleunig zu Hülfe, und brachten sie wieder zu sich.

Der Wundarzt fuhr nun in seinem Berichte fort, und als er geendigt hatte, sprach die Fürstin zu ihm: „Eilet zu der Prinzessin Deryabar, und verkündiget ihr in meinem Namen, daß der König sie alsbald als seine Schwiegertochter anerkennen wird; und was euch betrifft, so seid versichert, daß eure Dienste gut belohnt werden sollen."

Nachdem der Wundarzt sich entfernt hatte, blieb Pirusé auf dem Sofa in einem Zustande, den man sich denken kann; durchdrungen von der Erinnerung an Chodadad, rief sie aus: „O mein Sohn, so bin ich denn für immer deines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien an diesen Hof reisen ließ, und du mir Lebewohl sagtest, ach! da wähnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von mir dich erwartete! O unglücklicher Chodadad, warum hast du mich verlassen? Du hättest dir freilich nicht so hohen Ruhm erworben; aber du lebtest noch, und würdest deiner Mutter nicht so viel Thränen kosten." Bei diesen Worten weinte sie bitterlich, und ihre beiden Ver-

trauten, gerührt von ihrem Schmerze, vermischten ihre Thränen mit den ihrigen.

Während sie alle drei sich so, wie um die Wette, betrübten, trat der König ins Zimmer; und als er sie in diesem Zustande sah, fragte er Pirusé, ob sie etwa traurige Neuigkeiten über Chodadad erhalten hätte. „Ach, Herr," antwortete sie ihm, „es ist um ihn geschehen, mein Sohn hat das Leben verloren! Und zum Uebermaße des Leides, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbnisses erzeigen; denn allem Anscheine nach haben ihn wilde Thiere verschlungen."

Zu gleicher Zeit erzählte sie ihm alles, was sie von dem Wundarzte vernommen hatte; und sie ermangelte nicht, dabei zu verweilen, auf welche grausame Art Chodadad von seinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ ihr nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte sich von Zorn entbrannt, und in seiner Entrüstung sprach er zu der Fürstin: „Theure Frau, die Treulosen, die Schuld sind, daß eure Thränen fließen, und die ihrem Vater einen tödtlichen Schmerz verursachen, sollen ihre gerechte Strafe erleiden."

Mit diesen Worten und wuthfunkelnden Augen tritt der Fürst in den Audienzsaal, wo die Hofleute und diejenigen von dem Volke, die etwas bei ihm zu bitten hatten, versammelt waren. Alle sind erstaunt, ihn in so wüthender Gebehrde erscheinen zu sehen; sie fürchten, er sei im Zorne gegen sein Volk, und ihre Herzen erstarren vor Schreck. Er besteigt den Thron, befiehlt dem Großwesyr zu nahen, und spricht zu ihm: „Hassan, ich habe dir einen Befehl zu geben: geh auf der Stelle hin, nimm tausend Mann von meiner Wache, und verhafte alle die Prinzen, meine Söhne, sperre sie in den für Meuchelmörder bestimmten Gefängnißthurm, und vollzieh dies alles augenblicklich."

Bei diesem unerwarteten Befehl erzitterten alle Gegenwärtigen; der Großwesyr legte, ohne ein einziges Wort

zu erwiedern, die Hand auf seinen Kopf, um seinen unbedingten Gehorsam anzudeuten, und verließ den Saal, einen Befehl zu vollziehen, der ihn so sehr überraschte.

Unterdessen entließ der König alle Personen, die Gehör bei ihm verlangten, und erklärte, daß er binnen eines Monats von keinen Geschäften etwas hören wollte.

Er war noch in dem Saale, als der Wesyr zurückkam. „Nun, Wesyr," fragte ihn der Fürst, „sind alle meine Söhne in dem Thurme?"

„Ja, Herr," antwortete der Minister, „euer Befehl ist erfüllt."

„Das ist noch nicht alles," fuhr der König fort, „ich habe dir noch einen andern Befehl zu ertheilen."

Mit diesen Worten verließ er den Saal, und ging wieder in das Zimmer der Prinzessin Pirusé, wohin der Wesyr ihm folgte. Er fragte diese, wo die Wittwe Chodadads wohnete. Ihre Frauen sagten es ihm; denn der Wundarzt hatte dies bei seinem Berichte nicht vergessen. Hierauf wandte sich der König zu seinem Minister, und sprach: „Geh in diese Karawanserei, und führe eine junge Prinzessin, die darin wohnt, hieher; aber behandle sie mit aller, einer Frau von ihrem Range gebührenden Ehrfurcht."

Der Wesyr säumte nicht, auch diesen Befehl zu vollziehen: er stieg zu Pferde, sammt allen Emiren und den übrigen Hofleuten, und begab sich nach der Karawanserei, wo die Prinzessin von Deryabar sich aufhielt, eröffnete ihr seinen Befehl, und führte ihr im Namen des Königs ein schönes weißes Maulthier vor, dessen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden besäet war. Sie bestieg es, und in der Mitte all dieser Herren ritt sie nach dem Palaste. Der Wundarzt begleitete sie auch auf einem schönen Tatarischen Rosse, welches der Wesyr ihm hatte geben lassen.

Alle Leute standen an den Fenstern oder auf den Gassen, um einen so prächtigen Aufzug vorbeireiten zu se-

hen, und da es bald überall umlief, daß diese Prinzessin, die so feierlich nach Hofe geführt wurde, die Gemahlin Chodadads wäre, so war es ein allgemeiner Jubel. Die Luft erscholl von tausendfältigem Freudengeschrei; welches sich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn man das traurige Ende dieses Prinzen gewußt: so beliebt war er bei aller Welt.

Zweihundert und ein und neunzigste Nacht.

Die Prinzessin von Deryabar traf den König an der Thüre des Palastes, wo er sie erwartete und empfing. Er führte sie in das Zimmer der Pirusé, wo ein höchst rührender Auftritt vorging. Die Gattin Chodadads fühlte bei dem Anblicke der Mutter ihres Gemahls ihre Betrübniß sich erneuen; so wie sein Vater und seine Mutter die Gemahlin ihres Sohnes nicht ohne innige Bewegung ansehen konnten. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, badete sie mit ihren Thränen und war von so heftigem Schmerz ergriffen, daß sie nicht Kraft hatte, ein Wort hervorzubringen. Pirusé befand sich in einem nicht minder beweinenswürdigen Zustande; sie schien von ihrem Wehe ganz durchdrungen; und der König, bewegt von diesem rührenden Anblicke, überließ sich seiner eigenen Wehmuth. Diese drei Personen blieben einige Zeit in einem eben so zärtlichen als schmerzlichen Schweigen, während sie ihre Seufzer und Thränen mit einander vermischten.

Endlich erholte sich die Prinzessin von Deryabar aus ihrer Erstarrung, und erzählte das Abenteuer im Schlosse und das Unglück Chodadads, und bat hierauf um Gerechtigkeit für den Meuchelmord der Prinzen.

„Ja, meine Tochter," antwortete ihr der König, „diese Undankbaren sollen sterben; aber zuvor müssen wir den Tod Chodadads kund machen lassen, damit die Todesstrafe dieser Brüder meine Unterthanen nicht empöre. Uebrigens, obwohl wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben,

wollen wir jedoch nicht unterlassen, ihm die letzte Pflicht zu erweisen."

Nach diesen Worten wandte er sich zu seinem Weßyr, und befahl ihm, auf der schönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran steht, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu lassen; und unterdessen gab er der Prinzessin von Deryabar, welche er als seine Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in seinem Palaste.

Hassan ließ mit solcher Emsigkeit arbeiten, und stellte so viele Werkleute dabei an, daß in wenig Tagen das Kuppelgebäude vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet, und darauf Chodadads Standbild gesetzt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzustellen, und bestimmte einen Tag zu der Todtenfeier seines Sohnes.

Als dieser Tage erschien, versammelten sich alle Einwohner der Stadt Harran in der Ebene, um der Feierlichkeit beizuwohnen, welche auf folgende Weise geschah:

Der König, in Begleitung des Großweßyrs und der vornehmsten Herren seines Hofes, zog nach dem Grabmale; und als er hier ankam, trat er hinein, und setzte sich mit ihnen auf goldgeblümte Atlas-Teppiche. Hierauf nahete sich eine zahlreiche Schaar der Leibwache zu Pferde, mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen, dem Gebäude. Sie ritten zweimal mit tiefem Schweigen rings umher; aber beim dritten Male hielten sie an der Thüre still, und sprachen, einer nach dem andern, mit lauter Stimme folgende Worte aus:

„O Prinz, Sohn des Königs! wenn wir durch die Schärfe unsers Schwertes und durch menschliche Tapferkeit dein Mißgeschick irgend erleichtern könnten; so solltest du bald das Licht wieder schauen, aber der König der Könige hat geboten, und der Engel des Todes hat gehorcht!"

Nach diesen Worten zogen sie sich zurück, um hun-

dert Greisen Platz zu machen, die alle mit langen weißen Bärten auf schwarzen Maulthieren ritten.

Dies waren Einsiedler, die ihr lebelang sich in Höhlen verborgen hielten, und sich niemals den Augen der Menschen zeigten, außer bei den Leichenbegängnissen der Könige von Harran und der Prinzen ihres Hauses. Diese ehrwürdigen Männer trugen auf ihrem Kopfe jeder ein dickes Buch, welches sie mit einer Hand festhielten. Sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, ohne etwas zu sagen; hierauf hielten sie an der Thüre still, und einer von ihnen sprach folgende Worte aus:

„O Prinz! Was können wir für dich thun? Wenn man durch das Gebet oder durch Wissenschaft dir das Leben wiedergeben könnte, so würden wir unsere weißen Bärte an deinen Füßen reiben und Gebete hersagen: aber der König des Weltalls hat dich für immer hinweg genommen!"

Nachdem diese Greise also gesprochen hatten, entfernten sie sich von dem Grabmale; und alsbald näherten sich funfzig Fräulein von vollkommener Schönheit: sie ritten jede ein kleines weißes Pferd, waren ohne Schleier, und trugen goldene Körbe voll Edelgesteine aller Art. Sie ritten auch dreimal um das Gebäude, hielten dann an derselben Stelle, wie die vorigen, und die jüngste von ihnen führte das Wort und sagte:

„O Prinz, einst so schön! welche Hülfe kannst du von uns erwarten? Könnten wir durch unsere Reize dich wieder beleben, so wollten wir alle deine Sklavinnen sein, aber du bist nicht mehr empfindlich für die Schönheit, und bedarfst unser nicht mehr!"

Als die jungen Madchen sich entfernt hatten, stand der König mit seinem Hofstaat auf, machte auch dreimal die Runde um das Gebäude, nahm dann selber das Wort und sprach:

„O mein lieber Sohn! Licht meiner Augen, ich habe dich also für immer verloren!"

Er begleitete diese Worte mit Seufzern, benetzte das Grab mit seinen Thränen; und die Hofleute folgten seinem Beispiele.

Hierauf verschloß man die Thüre des Grabmals, und alle kehrten nach der Stadt zurück. Am folgenden Morgen wurden in den Moscheen öffentliche Gebete gehalten, und dieselben acht Tage hinter einander fortgesetzt.

Am neunten Tage wollte der König die Prinzen, seine Söhne, enthaupten lassen. Das ganze Volk war empört über ihre Missethat an dem Prinzen Chodadad, ihrem Bruder, und schien mit Ungeduld ihre Bestrafung zu erwarten. Man fing schon an, das Schafot zu errichten, aber man war genöthigt, die Hinrichtung auf einen andern Tag zu verschieben, weil plötzlich die Botschaft kam, daß die benachbarten Fürsten, die früher schon den König von Harran bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren heranrückten, als vormals, und daß sie sogar nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären.

Man wußte zwar schon längst, daß sie sich zum Kriege rüsteten, hatte sich aber über ihre Zurüstung nicht beunruhigt. Diese Neuigkeit verbreitete eine allgemeine Bestürzung, und gab neuen Anlaß, Chodadads Tod zu bedauern, weil dieser Prinz sich in dem früheren Kriege gegen eben diese Feinde ausgezeichnet hatte. „Ach!" sagte man, „wenn der hochherzige Chodadad noch lebte, so dürften wir in geringer Sorge vor diesen Fürsten sein, die uns jetzt überfallen."

Underdessen hebt der König, anstatt sich der Furcht hinzugeben, schleunigst Mannschaft aus, bildet ein ziemlich ansehnliches Kriegsheer, und zu beherzt, um die Feinde hinter den Mauern zu erwarten, rückt er aus und zieht ihnen entgegen. Als die Feinde durch ihren Vortrab vernahmen, daß der König von Harran heranrückte, um ihnen die Spitze zu bieten, machten sie in einer Ebene Halt, und stellten ihr Heer in Schlachtordnung: er läßt zum Angriff blasen, und greift sie mit großer Tapferkeit an: man leistet ihm ebenso Widerstand. Von beiden Seiten wird viel Blut vergossen, und der Sieg bleibt lange schwankend. Endlich aber erklärt er sich für die Feinde

des Königes von Harran, welche in überlegener Anzahl ihn schon umringten, als man plötzlich in der Ebene eine große Schaar Reiter in schönster Ordnung gegen das Schlachtfeld dahersprengen sah. Der Anblick dieser neuen Streiter machte beide Heere stutzig, die nicht wußten, was sie davon denken sollten. Aber sie blieben nicht lange in der Ungewißheit: diese Reiter fielen die Feinde des Königs von Harran von der Seite an, und warfen sie mit solcher Wuth, daß sie sie bald in Unordnung brachten und in die Flucht schlugen. Sie begnügten sich damit noch nicht, sondern verfolgten sie ungestüm und hieben sie fast alle in Stücken.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet, und die Kühnheit dieser Reiter bewundert, deren unverhoffte Hülfe den Sieg zu seinen Gunsten entschieden. Er war besonders über ihren Anführer entzückt, welchen er mit der größten Tapferkeit fechten gesehen hatte, und wünschte den Namen dieses jungen Helden zu wissen. Voll Ungeduld, ihn zu sehen und ihm zu danken, nahet er sich ihm; aber jener eilt, ihm zuvorzukommen. Beide begegnen sich, und der König von Harran erkennt seinen Sohn Chodadad in diesem tapfern Krieger, der ihm zu Hülfe gekommen oder vielmehr seine Feinde geschlagen hatte: er stand unbeweglich vor Erstaunen und Freude.

„Herr," sprach Chodadad zu ihm, „ihr müßt ohne Zweifel erstaunt sein, plötzlich wieder vor Euer Majestät einen Menschen erscheinen zu sehen, welchen ihr vielleicht todt wähntet. Ich wäre auch todt, wenn der Himmel mich nicht erhalten hätte, um euch noch gegen eure Feinde zu dienen."

„O mein Sohn," rief der König aus, „ist's möglich, daß du mir wiedergeschenkt b'st? Ach, ich verzweifelte schon, dich je wiedersehen." Mit diesen Worten streckte er die Arme dem jungen Prinzen entgegen, der sich einer so süßen Umarmung freudig hingab.

„Ich weiß alles, mein Sohn," hub der König wieder an, nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir den Dienst vergolten haben, welchen du ihnen durch ihre Befreiung aus den Händen des Schwarzen geleistet hast: aber du sollst morgen schon gerächt werden. Unterdessen laß uns in den Palast gehen; deine Mutter, der du so viel Thränen gekostet hast, erwartet mich, um sich mit mir über die Niederlage unserer Feinde zu freuen. Welche Freude werden wir ihr bringen, wenn sie erfährt, daß mein Sieg dein Werk ist!"

„Herr," sprach Chodadad, „erlaubet mir, euch zu fragen, wie ihr von den Abenteuern des Schlosses etwas erfahren habt. Sollte einer meiner Brüder, von Gewissensbissen gequält, es euch bekannt haben?"

„Nein," antwortete der König, „es ist die Prinzessin von Deryabar, welche uns von allem unterrichtet hat; denn sie befindet sich in meinem Palaste, wohin sie nur gekommen ist, um mich um Gerechtigkeit für das Verbrechen deiner Brüder zu bitten."

Chodadad war außer sich vor Freuden, als er vernahm, daß seine Gattin hier am Hofe war, und rief mit Entzücken aus: „Laßt uns eilen, Vater, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Thränen, und die der Prinzessin von Deryabar zu trocknen!"

Der König kehrte alsbald mit seinem Heere nach der Stadt zurück, und entließ es; er zog siegreich in seinen Palast ein, unter dem Zujauchzen des Volkes, welches ihm haufenweise folgte, den Himmel um die Verlängerung seiner Jahre anrief, und tausendmal den Namen Chodadad wiederholte.

Beide Prinzen fanden Pirusé und ihre Schwiegertochter beisammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünschen: aber es ist unmöglich, ihr freudiges Entzücken zu beschreiben, als sie den jungen Prinzen neben ihm erblickten. Die Thränen, welche auch diese Um-

armungen begleiteten, waren sehr verschieden von denen, welche sie bisher um ihn vergossen hatten.

Nachdem diese vier Glücklichen allen Forderungen des Blutes und der Liebe genügt hatten, fragte man den Sohn der Pirusé, durch welches Wunder er noch am Leben wäre?

Er antwortete, ein Bauer auf einem Maulesel wäre zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn so verlassen und von Stichen durchbohrt gesehen, hätte er ihn auf sein Thier gelegt und in sein Haus gebracht, wo er auf seine Wunden gewisse gekaute Kräuter gelegt, wodurch sie in wenig Tagen geheilt wären. „Als ich mich hergestellt fühlte," fuhr er fort, „dankte ich dem Bauer, und gab ihm alle Diamanten, welche ich bei mir hatte. Ich näherte mich hierauf der Stadt Harran; aber da ich unterwegs vernommen hatte, daß einige benachbarte Fürsten Truppen versammelt hatten, um die Länder des Königs zu überfallen, so gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen, und ermunterte den Eifer des Volks, sich zur Vertheidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, stellte mich an ihre Spitze, und langte in dem Augenblicke an, als die beiden Heere handgemein waren."

Als er seine Erzählung geendigt hatte, sprach der König: „Lasset uns Gott danken, daß er Chodadad erhalten hat! Aber die Bösewichter, die ihn ermorden wollten, müssen heute noch sterben."

„Herr," entgegnete der edelmüthige Sohn der Pirusé, „wie undankber und boshaft sie sein mögen, so bedenket doch, daß sie aus eurem Blute entsprungen: es sind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen, und ich bitte euch um Gnade für sie."

Diese edle Gesinnung entlockte dem Könige Thränen; er ließ sein Volk zusammenrufen, und erklärte Chodadad für seinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren schweren Ketten vorführen. Der Sohn der Pirusé nahm ihnen die Fesseln ab und umarmte sie,

einen nach dem andern, eben so herzlich, wie er es im Schloßhofe des Schwarzen gethan hatte. Das Volk war entzückt über Chodadads Edelmuth, und gab ihm tausend Beifallsbezeigungen. Endlich ward auch der Wundarzt reichlich für die Dienste belohnt, welche er der Prinzessin von Derhabar geleistet hatte."

Die Sultanin Scheherasade hatte diese Geschichte mit solcher Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl. sich nicht enthalten konnte, ihr sein großes Vergnügen zu bezeugen, mit welchem er sie angehört hatte.

„Herr," sagte hierauf die Sultanin, „ich bin überzeugt, wenn Euer Majestät noch die Geschichte von dem erwachten Schläfer hören wollte, dieselbe euch nur Freude und Vergnügen machen würde."

Schon nach dem bloßen Inhalte der Geschichte, welchen die Sultanin ihm andeutete, versprach sich der Sultan davon ganz neue und ergötzliche Abenteuer, und hätte gern noch in derselben Nacht die Erzählung derselben gehört; aber es war Zeit aufzustehen, weshalb er sie auf die folgende Nacht verschob.

Bayerische Staatsbibliothek München

Anmerkungen.

[1]) Isaak war ein berühmter Lautenspieler zu Bagdad unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd. G.

[2]) Kerim bedeutet der Großmüthige, Freigebige.

[3]) Gül=nare bedeutet im Persischen Rose oder Blüthe des Granatenbaums. G.

[4]) Saleh bedeutet im Arabischen Gut. G. — (bewaffnet?)

[5]) Beder bedeutet im Arabischen Vollmond. G.

[6]) Giäuhare bedeutet im Arabischen Edelstein. G.

[7]) Farasche, Arabisch Faradsch, heißt Freude, Ergötzen — (Schmetterling?)

[8]) Labe, vielleicht vom Arabischen Laba, liebende Gattin, oder, mit etwas anderer Aussprache, Löwin.

[9]) Abdallah heißt im Arabischen Diener Gottes. E. G.

[10]) Diese Geschichte gehört eigentlich nicht zur 1001 Nacht und findet sich nicht in den Handschriften Gallands; siehe den Vorbericht.

[11]) Das königliche Siegel verändert sich mit der Thronbesteigung jedes Sultans: es wird durch Verschlingung der Namensbuchstaben des regierenden Fürsten gebildet. E. G.

[12]) Die Morgenländer glauben stark an Träume, und ihre Litteratur enthält eine große Menge von Abhandlungen über die Traumdeutung. E. G.

[13]) Mobarek bedeutet Gesegnet. E. G.

[14]) Nach den Muselmännischen Gesetzen gehören alle Güter des Sklaven seinem Herrn. E. G.

[15]) Es gibt kein besonderes Fars genanntes Gebet. Die Muselmänner begreifen unter diesem Namen alle Religionspflichten, welche zum Wohlgefallen vor Gott und seinem Propheten unerläßlich sind, wie das Gebet, die Almosen, die Fasten, die Wallfahrt u. s. w. G.

[16]) Asrafyel oder Asrafil ist, zufolge den Muhamedanern, der Engel, welcher am Tage des jüngsten Gerichts die Posaune zur Auferweckung der Todten bläset. G.

[17]) Adam bedeutet im Arabischen Mensch. E. G.

[18]) Bubekir oder Abubekr ist der Name von Mohameds Schwiegervater. Müessin heißen die Ausrufer der Moscheen. E. G.

[19]) Die Imam's der Moscheen haben ungefähr dieselben amtlichen Verrichtungen, wie die Pfarrer (curés) in Frankreich. E. G.

[20]) Der Kadi ist zugleich bürgerlicher und geistlicher Beamter; bei einer Vermählung setzt er selber den Heirathsvertrag auf. E. G.

[21]) Diese Erzählung gehört auch nicht zur 1001 Nacht, und findet sich nicht in Galland's Handschriften; vergleiche den Vorbericht.

[22]) Ueber Dyarbekir vergl. Anmerkung 28. zu Bd. III.

[23]) Seraï (französirt Sérail) nennen die Morgenländer jeden Palast oder großes Wohngebäude. Der Ort darin, wo die Frauen versperrt sind (das Frauenzimmer), heißt Harem. E. G. Harem kommt von Harema, abgesondert sein.

[24]) Chodadad ist Persisch, und zusammengesetzt aus Choda, Gott, und dadan geben; entsprechend dem Französischen Vornamen Dieudonné. G. (Dem Griechischen Theodor, umgekehrt Dorotheus, nachgebildet.)

[25]) Deryabar bedeutet im Arabischen Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839 / Habicht, Christian Maximilian, /
Hagen, Friedrich Heinrich <<von der>>,

Tausend und Eine Nacht Arabische Erzählungen

Bd.: 6

Breslau 1840

A.or. 6345 f-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10251744-6